



Inhalt

Hanna Meissner

Die soziale Konstruktion von Geschlecht – Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen

	2
I. Einleitung	2
II. Geschlecht als soziale Konstruktion	3
2.1 <i>Einheitlichkeit</i>	3
2.2 <i>Sex und Gender</i>	3
2.3 <i>Kulturelle Differenzen</i>	4
III. Theoretische Herausforderungen und Probleme	6
3.1 <i>Analytischer Zirkelschluss</i>	6
3.2 <i>Gesellschaftliche Strukturen und Verhältnisse</i>	7
IV. Geschlechtsidentität als Darstellungsleistung – zwei konstruktivistische Perspektiven.	8
4.1 <i>Doing Gender</i>	8
4.2 <i>Performativität von Geschlecht</i>	12
V. Fazit: under construction!	16
Fragen zum Text	17
Links	17
Literatur	17
Endnoten	20
Über die Autorin	22
Andere Veröffentlichungen	23



Hanna Meissner

Die soziale Konstruktion von Geschlecht – Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen

I. Einleitung

Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus. Dieser Titel eines erfolgreichen Beziehungsratgebers bringt eine Alltagsgewissheit unserer Gesellschaft auf den Punkt: Individuen sind entweder Männer oder Frauen und diese unterscheiden sich so deutlich voneinander, das man meinen könnte, sie kämen von unterschiedlichen Planeten.¹ Vor diesem Hintergrund hängen unsere Möglichkeiten, als kompetente Akteure am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, davon ab, dass wir eine eindeutige Identität als Mann oder Frau haben. Was im Alltag meist als weitgehend unproblematische Voraussetzung erscheint, erweist sich bei genauerer Betrachtung jedoch als durchaus erstaunlich angesichts der bemerkenswerten Resistenz dieser Gewissheit gegenüber Widersprüchlichkeiten. Ohne dies in der Regel zu reflektieren, sind wir offenbar bereit, uns selbst und andere immer in einer gewissen Einseitigkeit wahrzunehmen und das, was nicht in die Rollenerwartungen (als Mann bzw. Frau) passt auszublenden. Weitaus weniger unproblematisch ist dies für Individuen, die nicht in die vorgegebenen Kategorien passen (Transsexuelle, Intersexuelle); sie sind zum Teil drastischen Sanktionen ausgesetzt. Aber auch die Existenz dieser Menschen vermag die Gewissheit, dass es ‚eigentlich‘ zwei Geschlechter gibt, nicht zu erschüttern, vielmehr scheinen sie als ‚Ausnahmen‘ die ‚Regel‘ zu bestätigen.

Gegenüber dieser gesellschaftlich verankerten Selbstverständlichkeit einer natürlichen Geschlechterdifferenz ist es eine wichtige Errungenschaft der feministischen Debatte, die Kategorie Geschlecht als *soziales* Phänomen zu fassen. Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden dabei auf soziale Praktiken zurückgeführt und erscheinen nicht als biologische Tatsachen. Auf diese Weise können mit der Kategorie Geschlecht verbundene Macht- und Hierarchieverhältnisse als kontingente Erscheinungen aufgefasst und damit deren grundsätzliche Veränderbarkeit begründet werden. Dies betrifft sowohl gewaltsame Beschränkungen, denen Individuen aufgrund der zweigeschlechtlichen Identitätszwänge unterliegen, als auch sozialstrukturelle Ungleichheitsverhältnisse zwischen Männern und Frauen.

Dass Geschlecht sozial konstruiert ist, kann in der feministischen Debatte mittlerweile fast als Platitude gelten. Weniger trivial erscheint dies aber bereits, wenn gefragt wird, was denn genau unter der ‚sozialen Konstruktion‘ von Geschlecht verstanden wird. Im Folgenden gehe ich daher zunächst unterschiedlichen Problematisierungen nach, die die Kategorie Geschlecht in langen Jahren feministischer Debatten erfahren hat und fasse in einem zweiten Schritt theoretische Konsequenzen und Herausforderungen zusammen, die sich daraus ergeben. Im Anschluss daran stelle ich zwei theoretische Perspektiven dar, die den Anspruch erheben, die Alltagsgewissheit der Zweigeschlechtlichkeit wissenschaftlich zu durchbrechen und dabei zugleich deren Realitätsmächtigkeit ernst zu nehmen. Ich greife zwei Ansätze heraus, die in der aktuellen deutschen Debatte über die soziale Konstruktion von Geschlecht dominant sind: zum einen die interaktionistisch-ethnomethodologische Konzeption des *doing gender* und zum anderen die poststrukturalistisch-sprachtheoretische Konzeption der *Performativität*. Mir geht es darum zu zeigen, worin deren spezifische Erkenntnisperspektive besteht, was sie also in den Blick bekommen und wie sie die theoretischen Herausforderungen aufgreifen können. In einer kritischen Diskussion frage ich, wie diese Ansätze das Verhältnis von Konstruktionsprozessen und gesellschaftlichen Bedingungen fassen.

II. Geschlecht als soziale Konstruktion

Die generelle Auffassung, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist, stellt derzeit in großen Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung eine Art Minimalkonsens dar.² Damit ist allerdings noch lange nicht geklärt, wie der Begriff der Konstruktion im Einzelnen verstanden wird und wie weitgehend die Annahme der Konstruktion zu verstehen ist – bezieht sie sich auf die sozialen Folgen der Zweigeschlechtlichkeit oder stellt sie die Natürlichkeit dieser Differenz selbst in Frage? Im Folgenden plädiere ich für die – keinesfalls konsensfähige – These, dass die binäre Geschlechterdifferenz selbst eine Kon-



struktion ist. Um dies zu untermauern, diskutiere ich verschiedene Problematisierungen der Kategorie Geschlecht. Diese systematisiere ich in drei Abschnitten, die sich a) auf die Einheitlichkeit der Kategorie ‚Frauen‘, b) auf die Natürlichkeit der körperlichen Zweigeschlechtlichkeit und c) auf die Universalität der Geschlechterdifferenz beziehen. Dies sollte allerdings nicht darüber hinweg täuschen, dass sich die einzelnen Dimensionen inhaltlich nicht so trennscharf voneinander zu unterscheiden lassen. Es lassen sich aber so jeweils spezifische Aspekte zur Zuspitzung der Konstruktionshypothese herausstellen.

2.1 Einheitlichkeit

Die feministische Perspektive auf die soziale Herstellung von Geschlechterrollen und Geschlechterungleichheit hat durch kritische Interventionen vor allem Schwarzer sowie lesbischer Frauen entscheidende Differenzierungen erfahren. Vor allem in den USA und Großbritannien üben schwarze Frauen und Immigrantinnen aus ehemaligen Kolonien spätestens seit den 1970er Jahren Kritik an der im ‚westlichen‘ Feminismus meist unhinterfragten Annahme einer einheitlichen Kategorie ‚Frau‘. Sie legen diese als partikulare Existenzweise der weißen Mittelschichtsfrau offen (vgl. z.B. Collins 1991, Mohanty 1991)³. Von Seiten lesbischer Frauen wird wiederum die in vielen feministischen Ansätzen implizite oder gar explizite Verallgemeinerung der Heterosexualität als ‚normale‘ Begehrens- und Lebensform kritisiert (vgl. z.B. Rich 1989, Wittig 1992). Im Zuge dieser Debatten wurde deutlich, dass die Kategorie ‚Frau‘ weder einheitlich ist noch eine Universalie darstellt, sondern vielmehr immer nur im Kontext mit anderen Dimensionen sozialer Differenzierungen bestimmt werden kann. Zudem werden Selbstverständlichkeiten hinterfragt, die von einem natürlichen (oder zumindest nicht weiter analytisch problematisierten) Zusammenhang von Sexualität, Begehren, Generativität und Familienform ausgehen.

Von diesen kritischen Interventionen geht eine verstärkte Wahrnehmung von Differenzen und Machtverhältnissen unter Frauen aus; die bloße Gegenüberstellung von Männern und Frauen erscheint fragwürdig oder zumindest zu vereinfachend.

Umstritten ist allerdings, wie das Verhältnis verschiedener Differenzkategorien zu verstehen ist: Geht es darum, weitere partikulare Perspektiven hinzuzufügen, um damit das ‚Bild‘ der empirischen Vielfalt weiter zu

vervollständigen? Oder stellen sich nicht vielmehr grundsätzliche epistemologische Überlegungen hinsichtlich der analytischen und theoretischen Bedeutung von Identitäts- und Differenzkategorien? Ist es überhaupt sinnvoll davon auszugehen, dass die Kategorie ‚Frau‘ eine feste Bestimmung ist, zu der dann weitere Kategorien (schwarz, der Mittelschicht zugehörig, heterosexuell...) addiert werden könnten? Letzteres soll hier als spezifische Zuspitzung der Konstruktionshypothese begriffen werden. In diesem Sinne ist es eine wichtige Konsequenz aus der Kritik an der Universalisierung spezifischer Erfahrungen und Lebensbedingungen einiger Frauen, dass Identitäten keine festen und abgeschlossenen Einheiten sind, sondern vielmehr in einer Matrix (Collins 1991) unterschiedlicher Differenzierungslinien konstituiert werden. Die Bedeutung der Kategorie ‚Frau‘ kann also nur im jeweils spezifischen Zusammenhang mit anderen Kategorien bestimmt werden.⁴

2.2 Sex und Gender

Die analytische Trennung von *sex* und *gender* wurde im angelsächsischen Sprachraum als begriffliches Instrumentarium eingeführt, um sich vom ‚anatomischen Schicksal‘ zu befreien und den prinzipiell kontingenten, also nicht von der Natur vorbestimmten Charakter geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen, Orientierungen und Fähigkeiten zu betonen (Oakley 1972). Gender bezeichnet dabei die sozial konstruierte Geschlechtsidentität oder Geschlechtsrolle, die sich nicht kausal aus dem biologischen Geschlecht (*sex*) ableiten lässt. Die gesellschaftlichen Rollen der Geschlechter und das Verhältnis der Geschlechter zueinander können somit als gesellschaftlich-kulturell bedingt und damit grundsätzlich veränderbar betrachtet werden. Zudem kann *gender* als strukturierendes Moment von Gesellschaft begriffen werden, das konstitutiv in Institutionen eingelassen ist. Damit konstituiert diese Kategorie über die Dimension individueller Identität und Beziehungen hinaus auch als gesellschaftliche Verhältnisse der Geschlechter.

Die analytische Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht kann als Beitrag zu einer theoretischen Formulierung der Konstruktionshypothese aufgefasst werden. Sie ist jedoch ihrerseits wiederum Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen geworden, weil sie weiterhin an einer problematischen Trennung von Natur und Kultur, Körper und Geist festhält. Der Preis für die vermeintliche Stärke von *gender*, sich der biologischen



Determination zu entziehen, besteht darin, dass sex als irrelevant ausgeklammert wird und damit außerhalb der Geschichte zu stehen scheint. Damit wird die Biologie (sex) – als Grundlage von gender – weiter mitgeführt, zugleich aber dem Zuständigkeitsbereich feministischer Theorie entzogen. Auf diese Weise war es zwar möglich, aus feministischer Perspektive die Legitimität der Naturwissenschaften zu hinterfragen. Zugleich wurde damit aber die „Beschäftigung mit denjenigen Aspekten biologischen Wissens, die zu einer Historisierung des anatomischen Geschlechts beitragen könnten“ (Scott 2001: 47) unterbunden.

Mit der Kritik an der sex/gender-Unterscheidung wird jede Bezugnahme auf Geschlecht hinterfragt, die es (und sei es „nur“ als biologisch gegebenes, sozial „neutrales“ Grundgerüst) als Ausgangspunkt der Analyse voraussetzt. Regine Gildemeister und Angelika Wetterer sprechen von der sex/gender-Trennung als einem „bloß verlagerten Biologismus“ (Gildemeister/Wetterer 1992: 206), da eben ein Teil der Geschlechterdifferenz (sex) nach wie vor in der Natur verortet wird. So kann zwar davon ausgegangen werden, dass soziale Faktoren das Geschlecht mitbestimmen, in letzter Instanz bleibt es jedoch an die biologisch-natürliche Geschlechterdifferenz gekoppelt. Judith Butler weist darauf hin, dass es ohne die (stillschweigende) Parallelisierung von biologischem und sozialem Geschlecht, die letztlich ein mimetisches Verhältnis von Geschlechtsidentität und biologischem Geschlecht voraussetzt, logisch nicht zu begründen ist, warum es gerade *zwei* soziale Geschlechtsidentitäten gibt: „Wenn der Begriff ‚Geschlechtsidentität‘ die kulturellen Bedeutungen bezeichnet, die der sexuell bestimmte Körper (sexed body) annimmt, dann kann man von keiner Geschlechtsidentität behaupten, dass sie aus dem biologischen Geschlecht folgt. Treiben wir die Unterscheidung anatomisches Geschlecht/Geschlechtsidentität an ihre logische Grenze, so deutet sie vielmehr auf eine grundlegende Diskontinuität zwischen den sexuell bestimmten Körpern und den kulturell bedingten Geschlechtsidentitäten hin“ (Butler 1991: 22f.).

Die Annahme, dass die körperliche Zweigeschlechtlichkeit kontingent ist, lässt zudem mit Sexualität einen Aspekt von Geschlecht in den Fokus feministischer Theorie kommen, der bisher weitgehend der Natur zugeschrieben wurde. Dies ist ein wichtiger Anknüpfungspunkt an die Kritik der Naturalisierung des heterosexuellen Begehrens, denn es lässt sich zeigen, dass die Annahme zweier Geschlechter stillschweigend ein heterosexuelles Grundmuster voraussetzt und reproduziert: Aus der biologischen

Fortpflanzung wird auf eine natürliche Zweigeschlechtlichkeit der Körper geschlossen, die mit einem naturgegebenen gegengeschlechtlichen Begehren verknüpft ist. Wie Butler jedoch betont, ist dieses heterosexuelle Muster selber jedoch höchst voraussetzungsvoll: „Wenn wir die sexuelle Differenz benennen ..., schaffen wir sie auch in die Welt; wir beschränken unser Verständnis von relevanten Sexualorganen auf solche, die im Prozess der Reproduktion eine Rolle spielen, und schreiben dadurch der Heterosexualität eine ontologische Notwendigkeit zu“ (Butler 1991b: 65).⁵

Die Konstruktionshypothese wird mit der Kritik an der sex/gender-Unterscheidung also auf den Körper erweitert: Dass wir unsere Körper binär als entweder weiblich oder männlich wahrnehmen, gründet nicht in einer vor dieser Wahrnehmung liegenden Wirklichkeit, vielmehr müssen die *sozialen* Prozesse betrachtet werden, die dieses Wahrnehmungsschema hervorbringen und reproduzieren. Theoretische Konzeptionen zum Geschlechterverhältnis können also nicht davon ausgehen, dass es (biologische) Männer- und Frauenkörper gibt, die dann durch gesellschaftliche Prozesse mit geschlechtsspezifischen Identitäten überformt und in ein strukturelles Hierarchieverhältnis gebracht werden. Vielmehr muss die Einteilung von Menschen in zwei Geschlechter selbst als sozialer Prozess aufgefasst werden.

2.3 Kulturelle Differenzen

Die Kritik an der Unterscheidung zwischen einem natürlichen Geschlecht (sex) und dessen kultureller Überformung (gender) macht die Wahrnehmung der biologischen Differenz zwischen den Geschlechtern als *Effekt kultureller Praktiken* erkennbar. Damit erscheint allerdings auch die bisher in weiten Teilen der feministischen Debatte als selbstverständlich erachtete Annahme, dass Geschlecht eine Zeit und Kultur übergreifende Universalie ist, in einem neuen Licht. Dies wird von Untersuchungen untermauert, die deutlich machen, dass sich in zahlreichen Kulturen außerhalb Westeuropas Formen des Überschreitens der dichotomen Geschlechtskategorie finden lassen.⁶ Häufig werden in diesem Zusammenhang die nordamerikanischen *Berdachen* als Beispiel für die gesellschaftliche Institution eines dritten Geschlechts angeführt.

In manchen indigenen Kulturen Nordamerikas gab es bis ins 19. Jahrhundert institutionalisierte Formen



des Geschlechtsrollen-Wechsels, die Männern die Möglichkeit eröffneten, die Frauenrolle (Tätigkeiten, Kleidung) zu übernehmen. (vgl. Lorber 1999: 153f).⁷ Es ist aber keinesfalls ausgemacht, dass diese kulturellen Formen tatsächlich über die Binarität der Geschlechter hinausgingen. Angesichts der starren Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in den nordamerikanischen Gesellschaften kann die Existenz einer institutionalisierten alternativen Geschlechterrolle vielmehr auch als Stabilisierung sehr rigider, binärer Geschlechterkonstruktionen gedeutet werden, da Berdachen eben nicht als *Männer* galten, die Frauennarbeit verrichteten.⁸

Die Existenz alternativer sozialer Geschlechter stellt also nicht per se die grundsätzliche Binarität der Gesamtkonstruktion in Frage, sondern kann vielmehr auf dieser beruhen und sie wiederum stabilisieren. Ist Geschlecht eine Kategorie, die in einem – wie auch immer gearteten – Zusammenhang mit Fortpflanzungsfunktionen steht, dann kann sie letztlich gar nichts anderes als eine Variation der Zweiwertigkeit sein. Es stellt sich allerdings die Frage, ob genau dieser Zusammenhang zwischen Generativität und der Existenz einer Geschlechterkategorie universell ist. Zwar ist es nicht von der Hand zu weisen, dass Generativität (noch?) auf eine gewisse Binarität biologischer Substanzen und anatomischer Körper angewiesen ist. Allerdings lässt sich mit dieser Feststellung nicht die Notwendigkeit einer so umfassenden und komplexen Kategorie wie Geschlecht ableiten oder begründen. Dass Generativität in menschlichen Gesellschaften eine wichtige Rolle spielt und deshalb Mechanismen und Regulation der biologischen Reproduktion stets Gegenstand von Kategorisierungen, Erzählungen und Mythen waren und sind, die in den meisten bekannten Gesellschaften offenbar zu – gleichwohl sehr unterschiedlichen – Vorstellungen von Männern und Frauen geführt haben, muss offenbar nicht zu dem Schluss führen, dass diese beiden Kategorien notwendig für menschliche Identität und Soziabilität sind. Am historischen Beispiel der vorkolonialen Gesellschaft der Yoruba argumentiert Oyeronke Oyewumi (1997), dass eine Distinktion der Funktionen in der Fortpflanzung nicht notwendigerweise mit der Existenz von Männern und Frauen als *sozialen* Kategorien einhergehen muss. Zwar verweisen im Yoruba die Begriffe *obìnrin* und *okùnrin* auf die jeweilige Rolle des Körpers in der Generativität, im Unterschied zu *männlich* und *weiblich* seien damit jedoch keine Annahmen über soziale Stellung, Persönlichkeit oder Neigungen und Eignungen verbunden. Die Unterscheidung zwischen *obìnrin* and *okùnrin* sei daher allein auf die spezifischen körperlichen Funktionen im Prozess der Generativität bezogen und nicht auf Sexualität

oder gender – sie erstreckte sich damit auch nicht auf Bereiche, die nicht unmittelbar mit der Generativität zu tun haben. Oyewumi bezeichnet diese Unterscheidung daher als „a distinction without social difference“ (Oyewumi 1997: 36).

Auch innerhalb des abendländischen Kulturkreises ist die Selbstverständlichkeit der dichotomen Zweigeschlechtlichkeit offenbar weniger eindeutig als es vielfach erscheinen mag. Untersuchungen haben argumentiert, dass auch hier Körper, Geschlecht, Sexualität historisch umstrittene und veränderbare Bedeutungen sind (Honegger 1991, Schiebinger 1993). Die Vorstellung einer anatomisch begründeten Zweigeschlechtlichkeit in Verbindung mit einer ‚natürlichen‘ Heterosexualität musste sich erst gegenüber anderen Konzeptionen von Geschlecht durchsetzen. So rekonstruiert Thomas Laqueur, dass bis ins 19. Jahrhundert die Vorstellung herrschte, es gäbe nur ein einziges Geschlecht. Weibliche und männliche Sexualorgane wurden als homolog betrachtet – die einen waren im inneren des Körpers, während die anderen nach außen gestülpt waren. Die körperlichen Unterschiede zwischen Männern und Frauen wurden daher nicht als wesentlich betrachtet, sondern als unterschiedliche Ausprägungen des einen Geschlechts – allerdings galt die Frau als weniger vollkommene Ausprägung (vgl. Laqueur 1992). Die biologisch fundierte Zweigeschlechtlichkeit ist somit ein spezifisches Kulturphänomen der abendländischen Moderne zu deren Besonderheiten gehört, dass die Geschlechtszugehörigkeit als *Eigenschaft* der Person angesehen wird – im Unterschied beispielsweise zur ständischen Gesellschaft, wo Geschlecht eine Standesdefinition war (vgl. Hausen 1976).⁹

Die Konstruktionshypothese lässt sich also folgendermaßen zuspitzen: Sie kann sich nicht darauf beschränken, die jeweils kulturspezifischen Überformungen und Erklärungen einer vermeintlich natürlichen Differenz zu erfassen. Vielmehr erscheint diese Differenz selber in ihrer Konstitution und Bedeutung als kulturell und historisch variabel. Die Existenz von Geschlecht als Kategorie sozialer Unterscheidung von Menschen ist kontingent – nicht allein deren jeweilige Erscheinungsformen.

Die Annahme, dass soziale Distinktionen und Hierarchien in letzter Instanz auf körperliche Merkmale rekurrieren, kann also nicht als universelle Gegebenheit vorausgesetzt werden. Es stellt sich vielmehr die Frage, inwiefern die zentrale Rolle, die der biologische Körper in westlichen



Gesellschaften für die soziale Verortung des Individuums spielt, kulturspezifisch ist. Oyewumi spricht von einer „Bio-Logik“ (1997: 11) des abendländischen Denkens, da der Körper in diesem kulturellen Kontext Ausgangspunkt oder Basis für Unterscheidungen und Hierarchisierungen ist. Von der Körperoberfläche wird die soziale Position des Individuums (als Mann oder Frau, als weiß oder schwarz etc.) abgelesen. Diese Oberflächenerscheinungen verweisen auf eine innere Tiefe, auf die Persönlichkeit, die Psyche; der Körper erscheint als ein Ensemble von Zeichen, die von anderen als Ausdruck der Innerlichkeit des Individuums gelesen werden können (vgl. Grosz 1993: 198).¹⁰

III. Theoretische Herausforderungen und Probleme

Vor dem Hintergrund der dargestellten Problematisierungen lässt sich die Annahme begründen, dass sich die These der sozialen Konstruktion von Geschlecht auf deren *Existenz* als Kategorie bezieht: Die Vorstellung einer biologisch begründeten, heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit ist ein spezifisches *Kulturphänomen*, ein Konstrukt, welches nicht auf eine (biologische) Letztbegründung zurückgeführt werden kann. Damit rückt die Realitätsstiftende Wirkung von Kultur und Sprache in den Mittelpunkt des Interesses. Wichtige Prämisse dabei ist, dass Sprache im Sinne der je spezifischen Wissens- und Begriffssysteme und der damit verbundenen Aussagemöglichkeiten eine enorme Realitätsmächtigkeit hat: Unsere Begriffe reflektieren nicht eine unabhängig von ihnen bestehende Wirklichkeit, vielmehr strukturieren sie unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit und bringen damit diese in ihrer bestimmten Gestalt überhaupt erst hervor. Für feministische Theorie bedeutet dies, dass Geschlecht eine paradoxe Kategorie ist. Sie ist wichtiger Bezugspunkt für Analysen und (politische) Forderungen, zugleich ist es aber nicht unproblematisch, sich auf sie zu beziehen. Denn immer wenn wir in der Analyse bestimmte Kategorien voraussetzen, laufen wir Gefahr, diese zu bestätigen und zu verdinglichen.

In diesem Abschnitt soll deutlich werden, inwiefern konstruktivistische Perspektiven die Paradoxie von Geschlecht für feministische Theorie und Forschung produktiv aufnehmen, indem sie an den Prozessen ansetzen, in denen die Geschlechterdifferenz hervorgebracht wird. In einem zweiten Schritt greife ich einen Aspekt auf, der kritisch diskutiert wird: Inwiefern gelingt es konstruktivistischen Perspektiven ihren Fokus auf die (kulturellen) Herstellungspraxen mit gesellschaftlichen Strukturen zu vermitteln?

3.1 Analytischer Zirkelschluss

Ein Problem, das sich aus dem Geschlechterparadox für feministische Theorie ergibt, ist die Gefahr eines analytischen Zirkelschlusses (Wetterer 1995: 21). Dieser besteht darin dass spezifische Mechanismen des Alltagswissens durch wissenschaftliche Theorien reproduziert werden. Im Alltag kann von einem reflexiven Zirkel gesprochen werden, der darin besteht, dass die Geschlechtszugehörigkeit „aus Indizien konstruiert [wird], die nur auf dem Hintergrund einer bereits *identifizierten* Geschlechtszugehörigkeit als ‚Indizien‘ erscheinen“ (Hirschauer 1999: 36). Wird dieser Zirkel auch zur Voraussetzung wissenschaftlicher Untersuchungen, so entsteht das Phänomen, dass die Geschlechterdifferenz gesehen oder gar ‚entdeckt‘ wird, *weil sie gesucht wird*.

Verdeutlichen kann man sich diesen Zirkelschluss beim Blick auf fremde Kulturen. Im modernen abendländischen Verständnis ist Geschlecht ein erotisches Phänomen sowie ein Aspekt der Identität – es erscheint als Eigenschaft einer Person. Diese Vorstellung kann sich aber, wie wir gesehen haben, von Konzeptionen anderer Gesellschaften unterscheiden (in denen sich die Kategorie Geschlecht vielleicht nur auf die soziale Rolle, die Stellung in der Gesellschaft und die jeweils zu verrichtenden Tätigkeiten bezieht). So war beispielsweise das in der Figur des *Berdachen* institutionalisierte Phänomen „des gender crossing in indianischen Gesellschaften weniger erotisch als spirituell motiviert“ (Schröter 2002: 156). Der Begriff *Berdache* setzte sich im 19. Jahrhundert als Bezeichnung der weißen Kolonisatoren durch, um Phänomene zu benennen, die diese in verschiedenen indigenen Gesellschaften Nordamerikas antrafen und als Geschlechtsüberschreitungen deuteten. In der etymologischen Bedeutung dieses Wortes („Lustknabe“ oder „männlicher Prostituierte“) drückt diese Bezeichnung Abwertung aus, betont wurde, parallel zu zeitgenössischen Diskursen um Homosexualität in Europa, der Aspekt der sexuellen Devianz. Diese Konnotation erweist sich allerdings als irreführend, denn während der soziale Status der *Berdachen* auf Tätigkeiten, Kleidung und zum Teil heilige Berufung zurückzuführen ist, ist der Status der Homosexuellen in modernen westlichen Gesellschaften durch Begehren und sexuelle Orientierung bestimmt (vgl. Lorber 1999). An diesem Beispiel lässt sich nicht allein verdeutlichen, wie unterschiedlich die Bedeutung einer Kategorie in verschiedenen kulturellen Kontexten sein kann. Es wird vielmehr sichtbar, dass beim Blick auf andere Gesellschaften das Geschlecht im Auge des



Betrachters (vgl. Oyewumi 1997) liegen kann. So verweist die Bezeichnung der Kolonisatoren für das von ihnen vorgefundene Phänomen in erster Linie auf Geschlechtervorstellungen ihres eigenen kulturellen Kontextes und überschreibt damit den indigenen Bedeutungszusammenhang. Oyewumi kritisiert, dass auch viele Sozialwissenschaftler/innen diese unhinterfragte Selbstverständlichkeit einer Universalität von Geschlecht zum Ausgangspunkt ihrer Forschungen machen. Darin drückt sich eine abendländische Deutungshegemonie aus, die dazu führt dass der/die Wissenschaftler/in in seinen/ihren Untersuchungen unweigerlich auch Geschlecht findet – und dabei Gefahr läuft, indigene Kategorien zu übergehen (vgl. auch Oyewumi 1998). Sie wirft daher die Frage auf, ob es überhaupt sinnvoll ist, die Institution des *Berdachen* als eine Variation von *Geschlecht* zu betrachten.

Die Problematik des „Geschlechts im Auge des Betrachters“ ist aber nicht nur im Hinblick auf fremde Kulturen problematisch. Auch bei der selbstreflexiven Untersuchung moderner abendländischer Gesellschaften besteht die Gefahr, durch kategoriale Vorannahmen (beispielsweise ein Wissen darüber, was Mädchen, bzw. Jungen sind) zu entsprechenden Ergebnissen zu kommen (Mädchen sind, lernen, spielen anders als Jungen) (vgl. Hagemann-White 1984).¹¹ Dadurch werden zum einen alltagstheoretische Annahmen über Männlichkeit und Weiblichkeit sowie über die selbstverständliche Identifizierung von Männern und Frauen einfach übernommen und wissenschaftlich reproduziert. Zum anderen wird unter der Hand die essentialistische Annahme einer grundsätzlichen Übereinstimmung der individuellen Identität mit der Geschlechterkonstruktion eingeführt. Inwiefern Perspektiven, die die Existenz von Frauen und Männern als Ausgangspunkt nehmen und nach geschlechtsspezifischen Ungleichheiten fragen, Gefahr laufen, den sozialen Prozessen der Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit blind aufzusitzen, diskutieren Gildemeister und Wetterer (1992) am Beispiel von Erklärungsansätzen zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. ‚Traditionelle‘ Theorien zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung unterstellen die Existenz der Kategorie ‚Frau‘, bestimmt durch Gebärfähigkeit, und begründen damit die Zuweisung reproduktiver Arbeiten an Frauen.¹² Dies verkennt jedoch den hoch voraussetzungsvollen Charakter einer „so komplexen hypothetischen Konstruktion, wie sie die ‚Vermutung der Möglichkeit des Gebärens‘ darstellt“ (Gildemeister/Wetterer 1992: 216). Vielmehr bedarf „die Tatsache, dass allen Frauen die reproduktiven Arbeiten zugewiesen wurden, mindestens ebenso der Erklärung wie die Tatsache, dass es bestenfalls die Vermutung der Möglichkeit des

Gebärens sein könnte, die aus den unterschiedlichsten Frauen die Kategorie ‚Frauen‘ macht“ (Gildemeister/Wetterer 1992: 215). Aus dieser Perspektive kann für die Untersuchung von hierarchischer Arbeitsteilung die Geschlechtszugehörigkeit nicht als unabhängige Variable gelten (vgl. Hirschauer 1994: 668); Geschlecht kann in diesem Sinne nicht einfach als Ausgangspunkt vorausgesetzt werden. Statt zu fragen *warum* Frauen andere/mindere Tätigkeiten verrichten und dabei implizit auf ein ‚Wissen‘ zu rekurrieren, was ‚Frauen‘ sind, sollten vielmehr die Prozesse sichtbar gemacht werden, die zeigen, *wie* sich Differenzierung und Hierarchisierung verknüpfen. Konstruktivistische Perspektiven entwickeln daher Konzepte, die die Differenz nicht voraussetzen, sondern vielmehr die Prozesse sichtbar zu machen, durch die diese (immer wieder) hergestellt wird.

3.2 Gesellschaftliche Strukturen und Verhältnisse

Die Kritik an der Voraussetzung einer universellen, interkulturell gegebenen Zweigeschlechtlichkeit wurde in die bundesdeutsche Debatte Mitte der 1980er Jahre durch Carol Hagemann-White (z.B. 1984) eingebracht. Sie radikalisierte den Referenz- und Ausgangspunkt feministischer Theoriebildung, indem sie von einer „Null-Hypothese“ ausging, die besagt, dass es keine naturhafte Zweigeschlechtlichkeit gibt sondern nur komplexe Prozesse der kulturellen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit. Vom ‚mainstream‘ der Frauen- und Geschlechterforschung wurde dieser Ansatz zunächst jedoch weitgehend ignoriert. Gildemeister und Wetterer sprachen 1992 gar von einer „Rezeptionssperre“ gegenüber dieser Perspektive, die erst Anfang der 1990er Jahre von ihnen weiter ausgearbeitet und in der empirischen Forschung fruchtbar gemacht wurden (siehe z.B. Wetterer 2002). Etwa zeitgleich erschien die deutsche Übersetzung von Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1991), das heftige Debatten auslöste und entscheidend zum Durchbruch in der Rezeption ‚konstruktivistischer‘ Ansätze beitrug.

Aber auch weiterhin finden sozialkonstruktivistische Perspektiven in der feministischen Debatte in Deutschland ein gemischtes Echo.¹³ Interessant sind diese Diskussionen unter anderem deshalb, weil die zunächst vor allem aus dem US-amerikanischen Kontext kommenden ‚konstruktivistischen‘ Theorien zu Geschlecht hier auf sehr andere Theorietraditionen trafen. Eine starke Strömung des bundesdeutschen Feminismus der 1980er



Jahre war durch eine kritisch an marxistische und Kritische Theorie anknüpfende, ausgeprägt gesellschaftstheoretisch-sozialhistorische Ausrichtung gekennzeichnet, bei der ein „gesellschaftstheoretischer Begriff des Geschlechterverhältnisses relevant (ist), der die strukturellen Relationen zwischen den Genus-Gruppen in einem sozialgeschichtlichen Zusammenhang zu bestimmen sucht“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 9). Geschlecht wird dabei als ‚Strukturkategorie‘ aufgefasst und im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Organisationsprinzipien betrachtet, in denen die Geschlechter zueinander in ein Verhältnis gebracht werden (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995). Von Seiten der in diesem Sinne gesellschaftstheoretisch argumentierenden Theoretikerinnen wird den ‚konstruktivistischen‘ Ansätzen vorgehalten, dass sie keine (ausreichende) gesellschaftstheoretische Fundierung bieten würden und durch eine kulturalistische Engführung, bei der die Geschlechterdifferenz als kulturelles oder interaktiv hergestelltes Phänomen behandelt wird, die Problematik sozialer Ungleichheit nur unzureichend thematisieren (vgl. z.B. Villa 2000).

Diese Kritik wirft wichtige Fragen auf, die ich im Anschluss an die folgende Darstellung von *doing gender* und *Performativität* diskutiere: Wie fassen diese Konzepte das Verhältnis der kulturellen Herstellungspraktiken und gesellschaftlichen Strukturen. Dabei wird deutlich, dass die verstärkte Aufmerksamkeit für die Konstruktionsmodi von Geschlecht nicht notwendiger Weise mit der Vernachlässigung oder gar Leugnung struktureller Verfestigungen einhergeht. In der Debatte lassen sich einige Missverständnisse ausmachen, die einer produktiven Diskussion über mögliche Anschlüsse zwischen konstruktivistischen und gesellschaftstheoretisch-sozialhistorischen Perspektiven im Wege stehen:

Die Unterstellung, ‚alles‘ (auch der Körper) werde in reduktionistischer Manier durch als sprachlich-interpretative Repräsentationsprozesse erklärt. Die Annahme, der Körper werde als bloße Oberfläche für Klassifikationen betrachtet. Die Unterstellung, Gesellschaft werde in eine ‚frei flottierende Konstruktion‘ ohne ‚harte‘ Strukturen und vor allem ohne soziale Ungleichheiten aufgelöst. (vgl. Gildemeister 2001: 79)

Dem gegenüber möchte ich deutlich machen, dass der Witz an sozialkonstruktivistischen Perspektiven nicht darin besteht, dass sie in voluntaristischer oder diskursmonistischer Manier die strukturelle Geronnenheit der Kategorie Geschlecht negieren. Vielmehr hinterfragen sie die

Bedingungen der Existenz von Geschlecht als Kategorie, indem sie deren gesellschaftlichen „Bauplan“ (Gildemeister 2001: 72) zum Gegenstand machen. Damit stellen sie die Strukturanalyse vor die Herausforderung, die Wirkungsweise von Geschlecht als *Strukturkategorie* neu zu überdenken.

IV. Geschlechtsidentität als Darstellungsleistung – zwei konstruktivistische Perspektiven.¹⁴

Im Folgenden werden mit den Konzeptionen von *doing gender* und *Performativität* zwei unterschiedliche ‚konstruktivistische‘ Perspektiven näher beleuchtet. Diese Klassifizierung beruht darauf, dass sie Geschlecht nicht als etwas Ursprüngliches oder den sozialen Verhältnissen Vorgängiges, sondern als etwas kulturell Hervorgebrachtes betrachten und dies mit einer Problematisierung des Verhältnisses von Kultur und Natur verbinden. Vereindeutigungen und Naturalisierungen von Geschlecht versuchen sie kritisch zu unterlaufen (und damit den analytischen Zirkel zu durchbrechen), indem sie Fragen nach den Herstellungsprozessen von Geschlecht in den Vordergrund stellen.

Ich greife diese beiden Ansätze heraus, da sie in den Diskussionen über die Konstruktion von Geschlecht derzeit die wohl prominentesten sind. Zugleich lässt sich an ihnen deutlich machen, dass die die generelle Charakterisierung als ‚konstruktivistisch‘ sehr oberflächlich ist und letztlich mehr verbirgt als sie erhellt. Wie schon ein Blick auf die Schlagworte zeigt, unter denen diese Ansätze oft wenig trennscharf verhandelt werden (Sozialkonstruktivismus, Postmoderne, Dekonstruktivismus, Poststrukturalismus), geht es dabei um Herangehensweisen, die sich auf sehr unterschiedliche Theorietraditionen beziehen.¹⁵ Damit sind wiederum verschiedene Konzeptionen verbunden, wie Gesellschaft und gesellschaftliche Strukturen sowie das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gefasst werden. Was jeweils unter Konstruktion verstanden wird, ob und inwiefern von Subjekt und Objekt im Konstruktionsprozess ausgegangen wird und welche Konsequenzen die Konstruktion hat, wird jeweils sehr unterschiedlich begriffen.

4.1 *Doing Gender*¹⁶

Das Konzept des *doing gender* fand 1987 durch einen gleichnamigen Artikel von Candace West und Don Zim-



merman Eingang in die feministische Debatte.¹⁷ Kerngedanke ist, dass Geschlecht nicht etwas ist, was wir qua körperlicher Ausstattung oder qua Sozialisation (!) *haben*, vielmehr muss die Geschlechtszugehörigkeit *beständig* interaktiv *hergestellt* werden – wobei eine breite Palette symbolischer Hinweise bereitsteht: Namen, Pronomina, Kleidung, Stimmlage, Gestik, Mimik, Körperhaltung, Verhaltensweisen... Geschlecht wird also nicht als Eigenschaft eines Individuums betrachtet, sondern als interaktive Hervorbringung, als emergentes Ergebnis sozialer Situationen.

West/Zimmerman differenzieren zwischen drei Dimensionen der Konstruktion von Geschlecht:

sex: die Klassifikation, die bei der Geburt aufgrund der *sozial vereinbarten* äußeren Geschlechtsmerkmale oder in Zweifelsfällen durch Chromosomenanalyse getroffen wird.

sex-category: die im Alltag stattfindende Zuordnung zu einem Geschlecht; die eine Existenz der entsprechenden Genitalien (*sex*) zwar unterstellt da diese jedoch in der Regel nicht sichtbar sind, ist die Basis dieser Zuordnung zumeist die auf (sozial vereinbarten) Regeln beruhende Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit.

gender: die interaktiv geleistete Bestätigung der Zuordnung; in den verschiedenen sozialen Situationen wird diese durch Verhaltensweisen geleistet, die den mit der jeweiligen *sex-category* verbunden normativen Vorstellungen entsprechen.

Die Annahme, dass die Klassifikation des *sex* auf sozialen Vereinbarungen beruht (womit die biologische Zweigeschlechtlichkeit auf eine kulturelle Wahrnehmung der Körper zurückgeführt wird) macht deutlich, dass diese Konzeption als kritischer Gegenentwurf zur *sex/gender*-Unterscheidung erfolgt. Zudem sind die drei Dimensionen von ‚Geschlecht‘ ausdrücklich als analytisch voneinander unabhängig konzipiert. So wird es möglich, deren spezifisches Verhältnis zueinander zu betrachten und dadurch wichtige Erkenntnisse über die verschiedenen Dimensionen der Konstruktionsprozesse zu erlangen. Während die *sex-category* meist dem *sex* entspricht, kann sie aber eben durchaus auch von dieser abweichen, da diese Zuordnung keiner positiven Verifizierung (durch Begutachtung der Genitalien) bedarf, sondern auf äußerlich sichtbaren Zeichen beruht (den ‚kulturellen Genitalien‘) und nach der sozialen Regel verfährt: Wenn du jemand als Mitglied einer Kategorie zuordnen kannst, dann nimm diese Klassifikation vor.

Allen Interaktionen liegt die Zuordnung der Teilnehmenden zu einer *sex-category* als Voraussetzung zugrunde, auch wenn das den Beteiligten nicht unbedingt bewusst sein muss.¹⁸ Allerdings ist die Inanspruchnahme und entsprechende Zuschreibung einer *sex-category* keinesfalls gleichbedeutend mit der Darstellung und Anerkennung des *gender*. So kann eine Frau in bestimmten Situationen durchaus als ‚unweiblich‘ wahrgenommen werden, ohne dass ihr die *sex-category* als Frau abgesprochen wird. Gerade dieses flexible Verhältnis stellt aber Personen, bei denen *sex* und *sex-category* nicht übereinstimmen, vor die hohe Anforderung in ihrer *gender*-Präsentation den verschiedensten sozialen Situationen anzupassen und dabei den ‚richtigen Ton‘ zu treffen.

Theoretische Hintergrund der Konzeption des *doing gender* ist die Ethnomethodologie¹⁹, der es um das Verständnis der Art und Weise oder der Methoden geht, die Gesellschaftsmitglieder anwenden, um für sich selbst und andere eine reale und objektive Welt hervorzubringen. Eine wichtige Prämisse der Ethnomethodologie lautet, dass Menschen in der Regel auf der Basis unhinterfragbarer kultureller Grundgewissheiten operieren; Garfinkel (1967) bezeichnete dies als „natural attitude“. In der Interaktion von Gesellschaftsmitgliedern wird auf der Grundlage von spezifischen, durch diese Grundgewissheiten konstituierten Regeln die Wirklichkeit hervorgebracht – hier wird also von einer realitätsstiftenden Wirkung des gesellschaftlichen Wissens ausgegangen. Fundamentale Grundgewissheit abendländischer Gesellschaften ist der Glaube, dass die Welt unabhängig von unserer Gegenwart existiert und dass Objekte eine unabhängige Realität und konstante Identität haben. Zu den Grundgewissheiten dieses Kulturkreises gehört ferner der Glaube, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt und dass jeder Mensch einer dieser beiden Kategorien sein Leben lang angehört. Die durch diese Wissenssysteme regelgeleiteten Interaktionen, in denen die soziale Wirklichkeit hergestellt wird, sind Gegenstand der Ethnomethodologie. In diesem Sinne wird ‚Realität‘ als eine *soziale Konstruktion* betrachtet, wobei der Modus der Konstruktion in der alltäglichen Praxis der Individuen verortet wird. Sozial ist diese Konstruktion, da sie vor dem Hintergrund eines intersubjektiv geteilten Wissens und einer darauf beruhenden gemeinsamen Methode der Hervorbringung beruht.

Während Geschlecht bereits in Untersuchungen der ethnomethodologischen ‚Klassiker‘ eine wichtige



Rolle spielte,²⁰ wurde diese theoretische Perspektive von Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1979) explizit für die Konstruktion von Geschlecht ausgearbeitet. Ihre grundlegende These lautet, dass die *Attributionsprozesse* von Geschlecht („gender attribution“) untersucht werden müssen. Damit machen sie das zum wissenschaftlichen Problem der Geschlechtskonstruktion, was dem Alltagswissen – aber auch der Mehrheit wissenschaftlicher Theorien – als Selbstverständlichkeit gilt, nämlich das ‚Sehen‘ des Geschlechts von anderen Menschen. Kessler/McKenna fragen demgegenüber, wie es überhaupt kommt, dass wir ‚wissen‘, ob wir es bei unserem Gegenüber mit einer Frau oder einem Mann zu tun haben und sehen die Antwort darauf in den Zuschreibungsprozessen, die auf Grundgewissheiten unseres Kulturkreises beruhen.²¹ Sie gehen davon aus, dass das ‚Sehen‘ des Geschlechts keinesfalls die schlichte Wahrnehmung einer ‚realen‘ Differenz ist, vielmehr handelt es sich um einen Prozess aktiver (wenn auch nicht unbedingt bewusst reflektierter) *Zuschreibungen*. Diese Prozesse der Geschlechtsattribution stellen eine wechselseitige Beziehung in der Interaktion dar, bei der die Teilnehmenden immer zugleich Darsteller/in und Betrachter/in sind; Stefan Hirschauer bezeichnet die interaktive Konstruktion von Geschlecht als „ein gegenseitiges Entgegenkommen und auch eine dichte Kollaboration“ (Hirschauer1999: 55).

Kessler/McKenna können zeigen, dass sich in unserem Kulturkreis jede/r aufgrund der Grundgewissheit, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt, als eins von beiden präsentiert und von Interaktionspartnern als eins von beidem wahrgenommen wird. Nach der erfolgreichen Etablierung der Geschlechtszuschreibung von Interaktionsmitgliedern wird im Folgenden alles entsprechend interpretiert; die einmal vorgenommene Attribution eines Geschlechts weist einen hohen Grad an Flexibilität auf, so dass auch widersprüchliche Momente weitgehend bruchlos integriert werden können, ohne die einmal getroffene Zuschreibung in Frage zu stellen. Auch diese Irritationen unterliegen dem Gebot der *natural attitude*, dass es nur zwei Geschlechter gibt, und dass jede/r nur ein Geschlecht haben kann, auch wenn er/sie teilweise geschlechtsunkonforme Attribute oder Verhaltensweisen zeigt. Kessler/McKenna haben zudem festgestellt, dass den Prozessen der Geschlechtsattribution ein phallogozentrisches Muster unterliegt. So erscheint das männliche Geschlecht als die grundlegende Konstruktion – eine Person wird nur dann als ‚weiblich‘ wahrgenommen, wenn sie keine ‚männlichen‘ Zeichen aufweist. Auch dies führen sie nicht darauf zurück, dass ‚männliche‘ Zeichen (als wichtigstes: der Penis) einfach offensichtlicher *sind*, sondern sie deuten dieses

Phänomen als *soziales Gebot* (Nimm eine Person nur dann als Frau wahr, wenn du sie nicht als Mann wahrnehmen kannst), das darauf beruht, dass ‚männliche‘ Zeichen als bedeutsamer konstruiert sind.

Gegenüber der sex/gender-Unterscheidung schlagen Kessler/McKenna einen Paradigmenwechsel vor, der die *Geschlechtszuschreibung* als vorgängig sichtbar macht und auch *sex* als interaktive Hervorbringung betrachtet: Die Geschlechterdifferenzierungen (Geschlechtszeichen, Identität, Rolle, Verhalten...) sind nicht die Basis für die Wahrnehmung der Differenz, vielmehr stellt der Prozess der Geschlechtsattribution die Grundlage aller Geschlechterdifferenzierungen dar. Indem sie zeigen, wie die scheinbare Voraussetzung jeder Interaktionen, nämlich die Wahrnehmung der Teilnehmenden als Männer oder Frauen, vielmehr ein Ergebnis des in jeder Interaktion mitlaufenden Prozesses der Geschlechtszuschreibung ist, können Kessler/McKenna den alltäglichen reflexiven Zirkel erkennen, der in vielen (auch feministischen) Theorien als analytischer Zirkelschluss reproduziert wird. Auch Wissenschaftler/innen gehen in der Regel von der gesellschaftlichen Grundgewissheit der Zweigeschlechtlichkeit aus und konstruieren vor diesem Hintergrund Binarität, wo auch ein Kontinuum gesehen werden könnte (Kessler/McKenna 1978: 162ff): Das Geschlecht ‚im Auge‘ der Betrachtenden führt zur ‚Entdeckung‘ einer biologischen, psychologischen und sozialen Binarität.

An dieses Paradigma knüpfen West/Zimmerman mit ihrer Konzeption des *doing gender* und der Differenzierung dreier Dimensionen (*sex*, *sex-category* und *gender*) an. Candance West und Sarah Fenstermaker (1995) erweitern dies zu einem *doing difference*, um damit zu erfassen, dass die Konstruktion von ‚Geschlecht‘, ‚Rasse‘ und ‚Klasse‘ simultane Prozesse sind, deren jeweilige Relevanz in unterschiedlichen Interaktionskontexten variieren kann. In dieser Möglichkeit der Variation ist die Erkenntnis angelegt, dass es sich bei diesen Differenzierungen nicht um feste Größen handelt, sondern um eng miteinander verknüpfte Konstruktionen, die „dynamisch, anpassungsfähig und grundsätzlich veränderbar (sind) und ... ihre konkrete Bedeutung ausschließlich durch soziale Interaktion (erhalten)“ (Fenstermaker/West 2001: 238).²² Die unterschiedlichen Kategorien lassen sich also nicht additiv zusammenfügen, sondern stehen in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis.

Im Kontext gesellschaftlicher Hierarchisierungen und ungleicher Allokation von Macht und Ressourcen haben



die Prozesse des *doing gender/doing difference* die Funktion, die Naturhaftigkeit von Unterschieden zu validieren und damit Ungleichheiten zu legitimieren. Insofern sind beispielsweise die Kategorien Mann/Frau bei der Allokation von Tätigkeiten und sozialen Positionen von grundlegender Bedeutung. Die Pointe dieses Ansatzes liegt aber darin, dass die geschlechtliche Arbeitsteilung nicht als Folge der Geschlechterdifferenz gesehen wird, sondern als eine ihrer Voraussetzungen: Mit dem Verrichten bestimmter Tätigkeiten wird zugleich Geschlecht hervorgebracht. Das Erkenntnisinteresse gilt also „der Suche nach den Mechanismen, durch die Ungleichheit als Ergebnis zustande kommt, und weniger dem Ergebnis selbst bzw. dessen Folgen“ (Fenstermaker/West 2001: 239).

Die im *doing gender* und *doing difference* angelegte Betonung der aktiven Rolle der Individuen in der Konstruktion von Geschlecht, sollte allerdings nicht als eine quasi freiwillige Darstellung verstanden werden. Die interaktive Hervorbringung der Geschlechterdifferenz vollzieht sich zwar im Handeln von Individuen, ist aber grundsätzlich – wie die Prämisse gesellschaftlicher Grundgewissheiten bereits nahe legt – in überindividuelle Regeln und Institutionen eingebettet. In Gesellschaften, zu deren Grundgewissheiten die Voraussetzung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit zählt, ist die Position als kompetenter (und damit handlungsfähiger) Akteur eng mit einer ‚korrekten‘ Geschlechterdarstellung verknüpft. Lässt ein/e Teilnehmer/in Unsicherheiten oder gar grundsätzliche Irritation im Prozess der Geschlechtsattribution aufkommen, so stellt dies meist ganz allgemein deren soziale Kompetenz in Frage. Diese Zwänge, denen *doing gender* (und auch *doing difference*) unterliegt, fassen West/Zimmerman mit dem Prinzip der *accountability*²³ (s. auch Fenstermaker/West 2001: 244ff). Mit diesem Konzept soll die Möglichkeit erfasst werden, vor dem Hintergrund normativer Erwartungen eigene und fremde Handlungen deuten und beurteilen zu können, aber auch der Zwang, von sich und anderen beständig entsprechend Rechenschaft über sein und ihr Handeln zu verlangen. Wichtige Grundlage für die Möglichkeit der *accountability* ist die Kategorisierung der Handelnden, denn wir beschreiben und beurteilen uns und die anderen „ständig hinsichtlich unserer (und ihrer) ‚wahren Natur‘ ... und [richten] unser Handeln und Denken danach [aus]“ (Fenstermaker/West 2001: 245).

Angesichts der fundamentalen Bedeutung des *doing gender* für alle Interaktionen stellt sich die Frage, inwiefern in diesen Konstruktionsprozessen überhaupt Veränderungen möglich sind, die eventuell zu einer weniger starren

Geschlechterdifferenzierung führen könnten. West/Zimmerman beantworten dies zunächst mit der Annahme, dass wir (in unserem Kulturkreis) das *doing gender* nicht vermeiden können (West/Zimmerman 1991: 24). Möglichkeiten der Veränderung sind allerdings durch die Kontextualität gegeben: Da Geschlecht nicht gegeben ist, sondern immer in *spezifischen Situationen und in je spezifischer Verknüpfung mit anderen Differenzen* interaktiv hergestellt wird, entstehen in diesem Prozess selbst die Möglichkeiten bewusst oder unbewusst Widerstand gegen herrschende Erwartungshaltungen zu leisten (Fenstermaker/West 2001: 243). Wie diese Möglichkeiten im Einzelnen aussehen und inwiefern die Akteure auf sie zurückgreifen, lässt sich allerdings nicht theoretisch bestimmen, sondern sei vielmehr eine Frage empirischer Untersuchungen.

Kritische Diskussion

Eine in der Rezeption verbreitete Kritik lautet, das ethnomethodologisch inspirierte *doing gender* stelle keinen Bezug zu gesamtgesellschaftlichen Strukturzusammenhängen und vor allem zu sozialen Ungleichheitsverhältnissen her.²⁴ In der deutschen Debatte haben sich vor allem Regine Gildemeister und Angelika Wetterer mit diesem Vorwurf auseinandergesetzt und klar gemacht, dass er in dieser Pauschalität zu kurz greift. Bereits in der vorhergehenden knappen Darstellung des Konzepts sollte deutlich geworden sein, dass Existenz und Bedeutung institutioneller Kontexte durchaus nicht gelehnet werden – allerdings stehen diese Kontexte nicht im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Welche spezifischen Probleme oder Erkenntnisgrenzen sich daraus ergeben, wird im Folgenden diskutiert.

Vorweg soll allerdings noch mal an eine wichtige Pointe dieser Perspektive erinnert werden: Im Mittelpunkt des Interesses steht die soziale Hervorbringung von Klassifikationen als *Voraussetzung* für soziale Ordnung und soziale Ungleichheit. Das zentrale Argument dabei lautet, dass es ohne die klassifikatorische Hervorbringung zweier Geschlechter auch kein hierarchisches Geschlechterverhältnis gäbe: „Die ‚Natur der Zweigeschlechtlichkeit‘ stellt eine *soziale Konstruktion* dar, ein *generatives* Muster der Herstellung sozialer Ordnung“ (Gildemeister/Wetterer 1991: 230). Diese Annahme, dass sich nur hierarchisieren lässt, was unterschieden und klassifiziert wird, führt Gildemeister/Wetterer zu der These einer Gleichursprünglichkeit von Hierarchie und Differenz.



Damit wollen sie nicht behaupten, dass die Geschlechter ‚erfunden‘ wurden, um sie hierarchisieren zu können, ihr Argument ist vielmehr, dass sich der Zusammenhang von Hierarchie und Differenz nicht einfach in eine Richtung auflösen lässt – weder gibt es reine Hierarchien ohne die Konstruktion von Differenz, noch gibt es andererseits reine Differenzen ohne die Konstruktion von Hierarchie.²⁵ Hier wird der Bezug zu Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit als dauerhaft institutionalisierte Rahmenbedingungen der interaktiven Konstruktionsprozesse deutlich, den auch West/Zimmerman (1991) sowie West/Fenstermaker (1995; 2001) als notwendige Dimension der Analyse bezeichnen. Diese Strukturen stellen eine historisch entstandene objektivierte Wirklichkeit dar, und jede Handlung findet in dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit immer schon eine soziale Vorgabe (vgl. Gildemeister 2001: 81).

Eine Besonderheit dieser auf die interaktiven Prozesse ausgerichteten Perspektive besteht aber darin, dass sie den theoretischen Anspruch, auch die gesellschaftlichen Strukturen analytisch begreifen zu können, mit dem Argument zurückweist, es gäbe jenseits des Blicks auf die interaktiven Konstruktionsprozesse keinen Erkenntnisstandpunkt, von dem aus Aussagen über gesellschaftliche Objektivität möglich sind (vgl. Gildemeister 2001: 82). Damit wird jedoch eine Erkenntnisranke behauptet, die dazu führt, dass die gesellschaftlich-historische Spezifik dieser Objektivität nicht erfasst werden kann. Dies führt wiederum zu einem essentialistischen Verständnis von Gesellschaft, welches Strukturen nur als den Individuen vorgegebene Daten begreifen kann: „In gewissem Sinn scheint die soziale Welt mitunter noch weniger steuerbar und intentional gestaltbar zu sein als die so ‚objektiv‘ und unveränderlich vor- und unterstellte ‚Natur‘“ (Gildemeister 2001: 83). Essentialistisch ist dieses Verständnis insofern, als eine Versachlichung oder Verselbständigung von Gesellschaft gegenüber dem Handeln der Akteure zwar konstatiert, aber nicht in ihren *historisch-spezifischen* Formen begriffen werden kann, sondern als Eigenschaft von ‚sozialer Welt‘ an sich erscheint (vgl. Eickelpasch/Lehmann 1983).

Auf diese Weise kann auch das Verhältnis von Individuum und objektivierter Gesellschaft letztlich nur in ahistorischer Weise als ein äußerliches, dichotomes Verhältnis konzipiert werden. So beruht laut West/Zimmerman unsere Darstellung von Geschlecht nicht darauf, dass wir Männer oder Frauen sind, sondern dass wir *Personen* sind und von unserem Gegenüber annehmen/erwarten, dass auch er/sie als Person über ein inneres Wesen verfügt (vgl. West/Zimmerman 1991: 17).

Hier wird nun zwar problematisiert, dass die Geschlechtsidentität von Personen den Interaktionsprozessen nicht vorgängig ist. Der Begriff der ‚Person‘, der ein sich als autonom begreifendes Individuum bezeichnet, welches in der Interaktion nach Anerkennung seiner von ihm selbst als inneren Natur empfundenen Identität strebt, wird von ihnen als Ausdruck „unserer menschlichen Natur“ hypostasiert (ebd.). Inwiefern die Form der Person jedoch ein *historisch spezifisches Selbstverhältnis* darstellt, kann aus dieser Perspektive nicht weiter thematisiert werden. Damit kann auch nicht geklärt werden, inwiefern Interaktionsprozesse in historisch spezifischer Weise funktionieren.²⁶ Die wichtige Erkenntnis, dass die Grundannahme einer körperlich begründeten Zweigeschlechtlichkeit *kulturspezifisch* ist, kann somit nicht in seiner analytischen Tiefe ausgeschöpft werden. Die Annahme der Gleichursprünglichkeit von Hierarchie und Differenz kann auf dieser theoretischen Basis nicht erfassen, dass Hierarchien historisch unterschiedliche Logiken und Dynamiken haben – so unterscheidet sich eine auf göttliche Ordnung beruhende ständische Gesellschaft grundsätzlich von der versachlichten Ungleichheit freier und gleicher Bürger in modernen kapitalistischen Gesellschaften. Dies wird aber verkannt, Interaktion und Hierarchisierung erscheinen vielmehr als ein allgemeines Kategorienproblem, das sich historisch mit verschiedenen Inhalten füllt – die historische Spezifik kommt also nur über variable Inhalte rein, die Form selbst erscheint als ahistorisch.²⁷ Vor diesem Hintergrund soll hier zur weiteren Diskussion die These aufgeworfen werden, dass mit dem interaktionistischen Modell Prozesse erfasst werden, die nicht nur auf der Ebene der Wissenssysteme (den Grundgewissheiten sowie daraus hervorgehender Institutionalisierungen) historisch-spezifisch (modern) sind, sondern dass sich beispielsweise auch spezifische Strukturen der Produktionsweise ausweisen lassen, die je besondere Formen und Dynamiken der Hierarchisierung sowie der Subjektivität konstituieren.

4.2 Performativität von Geschlecht

Das Konzept der *Performativität* von Geschlecht ist entscheidend von den Arbeiten Judith Butlers²⁸ geprägt und seit Anfang der 1990er Jahre Gegenstand heftiger Kontroversen aber auch begeisterter Zustimmung. Zentrales Motiv von Butler ist die kritische Auseinandersetzung mit Geschlecht als Identitätskategorie. Im Anschluss an Michel Foucault bezieht sie die Ablehnung jedes essentialistischen Verständnisses vom Menschen auf die



Analyse von (Geschlechts-)Identität, (Geschlechts-)Körper und Sexualität. Sie weist jeden Rückgriff auf eine natürlich gegebene Geschlechterdualität zurück und geht davon aus, dass die ‚Frau‘ (ebenso wie der ‚Mann‘) keine vorgängige Essenz ‚hat‘, sondern vielmehr diskursiv erzeugt wird. Butler unterzieht die sex/gender-Unterscheidung einer grundsätzlichen Kritik, denn diese bleibe insofern einem metaphysischen Ursprungsdenken verhaftet, als sie von einer vordiskursiven Existenz des körperlichen Geschlechts ausgehe.

Butler begreift die Wahrnehmung binär differenzierter biologischer Körper als Effekt *diskursiver Prozesse*. Sie fragt also nach den Mechanismen der sprachlich-symbolischen Konstruktion der Geschlechterdifferenz. Sprache hat in dieser Perspektive eine produktive Eigenschaft, da sie nicht einfach existierende Dinge bezeichnet oder repräsentiert, sondern vielmehr Bedeutungen *hervorbringt*; die Kategorie Geschlecht, die Unterscheidung von ‚Frau‘ und ‚Mann‘ wird damit als sprachlich konstruiert betrachtet. Der spezifische Modus dieser Konstruktion wird von Butler mit dem Konzept der *Performativität* von Sprache erfasst.

Performative Sprechakte bringen Kraft der Bezeichnung soziale Realität hervor: „mit der ärztlichen Interpellation ... wechselt das Kleinkind von einem ‚es‘ zu einer ‚sie‘ oder einem ‚er‘; und mit dieser Benennung wird das Mädchen ‚mädchenhaft‘ gemacht, es gelangt durch die Anrufung des sozialen Geschlechts in den Bereich von Sprache und Verwandtschaft“ (Butler 1997: 29). *Performativität* umfasst aber nicht nur solche einmaligen Akte, sondern erzielt seine dauerhafte Wirkung vor allem in der ständigen, zitierenden Wiederholung: Das bei der Geburt zum Mädchen gemachte Kind wird „von den verschiedensten Autoritäten und über diverse Zeitabschnitte hinweg“ (ebd.) immer wieder als solches angerufen und stellt sich selber als solches dar, wodurch der Effekt der Naturalisierung und Normierung immer wieder bestätigt und verstärkt wird. Geschlechtsidentität erscheint so als eine sprachlich-symbolische Hervorbringung, die zugleich als Prozess nie abgeschlossen ist. Die Worte, Gesten, Handlungen, mit denen diese performative Herstellung der Geschlechtsidentität immer wieder vollzogen wird, drücken keine vorgängige Geschlechtszugehörigkeit aus, erzeugen aber rückwirkend den Effekt eines „inneren Geschlechtskerns“ (Butler 2001: 136).

Für das Verständnis dieser Konzeption ist es wichtig, dass Butler performative Akte nicht auf einen subjektiven Willen zurückführt; sie ist vielmehr bestrebt, diese Konstruktionsprozesse ohne ein konstruierendes Subjekt zu

denken (vgl. Butler 1997: 28f). Der soziale Kontext, in dem wir handeln, bildet die *konstitutive Möglichkeit* unserer Handlungsfähigkeit und nicht nur deren Schauplatz: „Das Subjekt weist nicht erst eine intakte ontologische Reflexivität auf und ist dann in einem zweiten Schritt in einem kulturellen Kontext situiert. Vielmehr ist dieser kulturelle Kontext sozusagen immer schon da als der „disartikulierte Prozess der Konstruktion des Subjekts“ (Butler 1993: 44).²⁹ *Performativität* kann sich nur im Rahmen einer symbolischen Ordnung vollziehen, die dem sprechenden Subjekt vorgegeben ist und die es reproduziert indem es sie zitiert. Es ist also nicht das Subjekt, das sich eines performativen Aktes bedient, um seine vorgängigen Absichten zu verfolgen, vielmehr wird das Subjekt durch den diskursiven Prozess konstituiert – und zwar in einem wiederholten Prozess. Das strukturierte System des Diskurses ist dabei jedoch nicht als in sich geschlossen und selbstidentisch zu verstehen. Butler verweist darauf, dass jedes sprachliche Element zitierbar und damit wiederholbar sein muss und dass gerade diese Wiederholung zugleich die Möglichkeit der Verschiebung impliziert, denn Zeichen können in unterschiedlichen Kontexten, in verschiedenen Bedeutungsketten zitiert werden. In dieser als *Iterabilität* bezeichneten zeitlichen und räumlichen Bewegung der Sprache eröffnet sich die Möglichkeit der Umdeutung und Resignifikation.

Die produktiven/konstruktiven Effekte performativer Akte lassen sich ohne die strukturellen Bedingungen (Machtverhältnisse), in denen sie sich vollziehen, nicht begreifen. Butler interessiert sich insbesondere für die sprachlich-diskursive Dimension von Macht. Sie operiert dabei mit einem Begriff des Diskurses, der eine geregelte, organisierte Sprache bezeichnet, also „eine(n) strukturierten Zusammenhang gemeinhin anerkannter Aussagemodi“ (Wachter 2001: 64). Butler bezieht sich dabei auf den von Jacques Lacan geprägten Begriff der *symbolischen Ordnung*, der die sprachlich strukturierte Matrix als unhintergehbare Voraussetzung der Subjektbildung bezeichnet: erst und nur indem sich die Individuen in diese Ordnung einfügen, können sie als intelligible Subjekte in soziale Interaktionen treten.³⁰ Butler folgt Lacan insofern, als sie annimmt, dass es eine allgemeine und universelle Funktion der symbolischen Ordnung ist, Grenzziehung zwischen einem ‚Innen‘ und einem ‚Außen‘ zu markieren und damit das Intelligible (also das sozial sag- und lebbare) zu benennen und das Unintelligible (als unsagbar/nicht lebbare) auszuschließen. Es ist folglich unmöglich zu ‚wissen‘, was außerhalb der



Sprache – oder ‚vor dem Gesetz‘ – liegt. Gegenüber Lacan, der die ödipale Grundstruktur des Symbolischen nicht auf einen bestimmten Kulturkreis zu einer bestimmten Zeit beschränkt, sondern als das Kulturstiftende schlechthin begreift, besteht Butler jedoch auf einem dezidiert historischen Verständnis von Kultur.³¹ Sie verbindet die Konzeption der Symbolischen Ordnung deshalb mit Foucaults Konzeption historischer Macht-Wissens-Komplexe.³²

Bezogen auf die symbolisch-diskursive Hervorbringung von Geschlecht konkretisiert Butler diese historischen Machtformationen als heterosexuelle Matrix und Phallogozentrismus, die die spezifische soziale Existenz von Körpern, Geschlechtsidentitäten und Begehren bestimmen und diese zugleich als natürliche Existenzformen erscheinen lassen. Die Annahme einer Geschlechtsidentität wird von „einem regulierenden Apparat der Heterosexualität erzwungen“ (Butler 1997: 36), der festlegt, dass Geschlecht binär verfasst ist und mit einem gegengeschlechtlichen Begehren verbunden ist. Zugleich sind diese dualistisch verfassten Geschlechter in ein komplementäres und hierarchisches Verhältnis gestellt. Die *heterosexuelle Matrix* unterstellt als hegemoniales Raster der kulturellen Intelligibilität Folgendes: „Damit die Körper eine Einheit bilden und sinnvoll sind, muss es ein festes Geschlecht geben, das durch die zwanghafte Praxis der Heterosexualität gegensätzlich und hierarchisch definiert ist“ (Butler 1991: 219f). Eng verbunden mit der heterosexuellen Matrix ist das Konzept des *Phallogozentrismus*, welches eine spezifische Struktur des Denkens im christlichen Abendland bezeichnet, das von der Präexistenz der Idee vor dem Wort ausgeht (Logozentrismus).³³ Dieses Denken operiert in Dichotomien, in sich wechselseitig ausschließenden Gegensatzpaaren (Kultur/Natur; Geist/Körper; Vernunft/Gefühl; Subjekt/Objekt; Mann/Frau usw.), die hierarchisch strukturiert sind. Dieser Logozentrismus ist zudem vom Phallus als der zentralen Metapher des Männlichen geprägt: Der Mann wird zum Grundmodell des Menschen erhoben, während die Frau als bloße Abweichung erscheint (Phallogozentrismus). Die im Gegensatzpaar Mann/Frau angelegte Asymmetrie und Hierarchie durchzieht alle anderen Dichotomien, deren Elemente jeweils männlich bzw. weiblich konnotiert sind.

Butler bezieht die strukturellen Voraussetzungen der heterosexuellen Dichotomie nicht allein auf das soziale Geschlecht sondern auch auf die als Natur erscheinende Zweigeschlechtlichkeit der Körper (*sex*). Sie entwickelt ein Verständnis von Materie als „Prozess der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so dass sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den

wir Materie nennen“ (Butler 1997: 32). Damit behauptet sie nicht, dass Materie sprachlich produziert wird, sondern vielmehr, dass es keinen Bezug auf Materie, auf Körper gibt, der nicht sprachlich vermittelt und damit gesellschaftlich konstituiert ist. Dass heißt, auch die Unterscheidung von Natur und Kultur, von Gegebenem und Konstruiertem, ist eine sprachliche Grenzziehung: jeder Bezug auf den reinen Körper ist bereits eine Formierung dieses Körpers (Butler 1997).³⁴ Die Grenzziehung zwischen Materialität und Sprache, die das Außerdiskursive als das vom Diskurs Unabhängige bezeichnet, ist selbst eine diskursive Operation.³⁵

Mit den Strukturen der heterosexuellen Matrix sowie des Phallogozentrismus erfasst Butler die historisch-kulturellen Bedingungen der Konstruktion von binärer Zweigeschlechtlichkeit. Damit kann sie den Zirkelschluss dekonstruieren, durch den die sprachliche Hervorbringung einer naturalisierten körperlichen Zweigeschlechtlichkeit ihren Effekt (Naturalisierung) als Voraussetzung setzt. Die bestehende Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit setzt mit der Unterscheidung von Mann und Frau gewissermaßen zwei Punkte eines Kontinuums körperlicher Differenzen als einzig lebbare Geschlechtsidentitäten fest. Dass dabei dichotom unterschieden wird, erscheint nun als Muster abendländisch-logozentrischer Kategorien und muss nicht als universelles Charakteristikum menschlicher Kategorienbildung gelten. Zudem kann begründet werden, dass die binäre Unterscheidung nicht biologischen Differenzen (Genitalien, Chromosomen, Keimdrüsen) folgt, sondern diese vielmehr nur innerhalb einer bereits bestehenden symbolischen Ordnung als Geschlechtszeichen wahrgenommen werden.

Butler verwirft die *sex/gender*-Unterscheidung und setzt sich kritisch mit dem darin implizierten Verhältnis von Natur und Kultur auseinander. Sie begreift die Grenzziehung zwischen Natur und Kultur selbst als diskursiven/kulturellen (Macht)Effekt. Dadurch kann sie den *ontologischen Effekt* erfassen, der spezifische Ausschlüsse und Domänen des Undenkbaren hervorbringt und damit die Möglichkeiten des körperlichen Lebens beschränkt (indem beispielsweise die Annahme einer prädiskursiven Natur der körperlichen Zweigeschlechtlichkeit Existenzweisen unmöglich macht, die sich in diese Binarität nicht einordnen). Butler macht damit die Grenzziehung zwischen Materialität und Diskurs selbst als ein umkämpftes Feld – und damit als wichtigen Gegenstand feministischer Debatten – sichtbar.



Mit ihrer Subjektkritik kann Butler aktuelle theoretische Herausforderungen feministischer Theorie und Praxis produktiv aufgreifen und reformulieren. Wird das Subjekt nicht vorausgesetzt, sondern vielmehr dessen gesellschaftliche Konstitution betrachtet, dann lassen sich auch die Konsequenzen erfassen, die sich daraus ergeben, dass ein Subjekt für Politik und Theorie vorausgesetzt wird. Es führt zur Universalisierung und Verdinglichung bestimmter, historisch kontingenter Aspekte menschlicher Existenz, während zugleich andere Aspekte ausgeschlossen werden. Butler begreift demgegenüber die Geschlechtsidentität als ein Moment der symbolisch-diskursiven Form intelligibler Subjekte, deren Wirksamkeit nur in der Verbindung mit anderen Aspekten bestimmt werden kann. Die vermeintliche Einheitlichkeit der Geschlechtskonstruktion erscheint damit als eine – wie wohl realitätsproduzierende – Fiktion: „Es wäre falsch, von vornherein anzunehmen, dass es eine Kategorie ‚Frau(en)‘ gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muss, um vervollständigt zu werden“ (Butler 1991: 35). Da die Kategorie ‚Frau‘ insofern immer durch bestimmte Ausschlüsse konstituiert ist, begreift Butlers sie als Schauplatz umkämpfter Bedeutungen und wendet sich damit kritisch gegen Formen von Repräsentationspolitik, die auf der Vorstellung eines einheitlichen Subjekts ‚Frau‘ und auf klar bestimmbar, allgemeinen Interessen von Frauen beruhen. Aus dieser Perspektive erscheint die Annahme eines gegebenen, handlungsfähigen Subjekts nicht als emanzipative Hoffnung sondern vielmehr als reifizierendes Problem, denn derselbe Prozess, der bestimmte Subjekte handlungsfähig macht, entzieht anderen den Subjektstatus und damit die Möglichkeit zum Handeln; Handlungsfähigkeit erscheint somit als politisches Vorrecht (vgl. Butler 1993: 45).

Diese Argumentation bleibt nicht ohne Folgen für die feministische Debatte. Butler nimmt an, dass es keine Position gibt, die außerhalb oder jenseits der Macht steht - also auch keine Kritiker/innen, die außerhalb der Macht stehen. Um die Universalisierung bestimmter Subjektpositionen zu vermeiden, muss bei der Annahme eines Subjekts der feministischen Kritik immer gefragt werden, wer da spricht, welche Normen gesetzt werden und wer und was damit ausgeschlossen wird. Damit will Butler nicht jede Möglichkeit feministischer Kritik von vornherein als unmöglich betrachten, vielmehr geht es ihr darum, die Grundlagen der Kritik sichtbar und damit hinterfragbar zu machen: „Die Aufgabe besteht eher darin zu fragen, was durch den theoretischen Schritt, Grundlagen festzulegen, autorisiert und was ausgeschlossen oder verworfen wird“ (Butler 1993: 37).

Kritische Diskussion

Ähnlich wie die Konzeption des *doing gender* erfährt auch Butlers Ansatz häufig Kritik ob seines vermeintlich mangelnden Bezugs zur Makroperspektive gesellschaftlicher Strukturen (vgl. Bührmann 2004: 17f). Auch hier ist diese Kritik so pauschal jedoch nicht treffend, denn Butlers Blick auf diskursive Bezeichnungspraxen zielt durchaus auf makrosoziale Aspekte, da jene nur im Zusammenhang mit übergreifenden Strukturen der symbolischen Ordnung begriffen werden können. Butler greift zudem die Problematik des Zusammenspiels von Handlung und Struktur, Individuum und Gesellschaft auf: Sie entwickelt ein theoretisches Verständnis der Subjektkonstitution, mit dem sie begründen kann, dass die Geschlechtsidentität zwar als soziale Konstruktion kontingent ist, dies aber dennoch keinesfalls als Beliebigkeit, etwa im Sinne einer freien Wahl der Individuen, zu verstehen ist.

Differenzierter und zielgenauer sind kritische Einwände, die sich darauf beziehen, dass Butler ihre genealogische Perspektive auf das Symbolische begrenzt und die Mechanismen von Phallogozentrismus und heterosexueller Matrix völlig abstrakt bestimmt. Dadurch kann sie diese Zuschreibungspraxen letztlich nicht gesellschaftlich-historisch verorten. Ihre Hinweise auf kulturelle und historische Zusammenhänge sowie auf den „zeitlichen Prozess“ der Konstruktion und ihre Fragen nach den „Grenzen des Handelns“ bleiben damit „rhetorisch im schlechten Sinne“ (Annuß 1996: 509).

Dies führt zu einem gewissen Widerspruch. Einerseits betont Butler die Bedeutung einer genealogischen Perspektive und damit die historische Besonderheit, durch ihre Beschränkung auf das Symbolische kann sie ihre Annahmen jedoch andererseits nur mit sehr abstrakt-allgemeinem Gestus formulieren. So erweist sich Butlers Theorie der Subjektkonstitution als ambivalent; sie wird zwar immer wieder als gesellschaftlich spezifische Analyse präsentiert, in ihrer Ausführung kann sie aber durchaus als allgemeingültige, universelle Formel aufgefasst werden.³⁶ Auch ihre Annahme, dass mit der Historizität des Menschen und seiner Verhältnisse deren grundsätzliche Veränderbarkeit gegeben ist, bleibt eine abstrakte Aussage, denn die Begründung von Veränderungsprozesse als Bewegungen der Resignifikation erscheint ohne eine genauere Bestimmung der gesellschaftlich-historischen Bedingungen ahistorisch als selbstidentisches Prinzip (vgl. McNay 1999: 187).



Butler begreift das Verhältnis von Subjekt und Gesellschaftlich-Symbolischem als *Entfremdung*, bei der das Subjekt seine soziale Existenz durch die Unterwerfung unter Normen sichert, die sich seinem Zugriff entziehen: „Bedingungen ausgesetzt, die man nicht selbst geschaffen hat, beharrt man immer auf diese oder jene Weise mittels Kategorien, Namen, Begriffen und Klassifikationen (im ‚eigenen‘ Sein), die eine primäre und inaugulative Entfremdung im Sozialen markieren“ (Butler 2001: 32). Dies tritt als universelle Annahme auf, dass sich Individuen die Gesellschaft nicht aussuchen, in die sie hineingeboren werden, sich deren Gesetzen aber unterwerfen müssen, um als Subjekte sozial intelligibel zu sein. In dieser Allgemeinheit ist diese Annahme jedoch formal und damit gesellschaftstheoretisch leer, da letztlich das Soziale in ahistorischer Weise per se als das Unüberwindbare erscheint.

Butlers Pointe, dass Subjekte immer nur in ihrer gesellschaftlich-historischen Konstitution begriffen werden können, gewinnt ihre wirkliche Reichweite aber erst durch eine Analyse, die sich nicht auf die Dimension der symbolischen Kategorien beschränkt. Ähnlich wie wir es bereits beim Konzept des *doing gender* gesehen haben geht auch Butler davon aus, dass die performativ agierenden Subjekte *Personen* sind, dazu ‚aufgefordert‘, ihre innere Identität zum Ausdruck zu bringen. Dies impliziert jedoch eine spezifische Form der Unterwerfung, die durch besondere historische Verhältnisse konstituiert wird; das über Kategorien, Namen, Begriffe und Klassifikationen vermittelte Beharren im ‚eigenen‘ Sein verweist auf ein spezifisches Selbstverhältnis des autonomen Subjekts in modernen Gesellschaften. Dies wird von Butler zwar erkannt (vgl. z.B. Butler 1991: 37f), theoretisch jedoch nicht systematisch ausgearbeitet.

Meine weiterführende These lautet hier, dass Butler die Universalität des modernen humanistischen Subjekts kritisch hinterfragt, dieses aber nicht verwirft, sondern vielmehr als historisch realen Bezugspunkt ihrer theoretischen Überlegungen voraussetzt. Diese Voraussetzung müsste aber theoretisch-analytisch weiter ausgearbeitet werden, indem beispielsweise über die symbolische Ordnung hinaus auch die Strukturen moderner Machtverhältnisse und kapitalistischer Produktionsweise als konstitutive Momente dieser spezifischen Subjektivität betrachtet werden. Butler selbst macht diesbezüglich Hinweise, sie verweist auf die Arbeiten Foucaults und (sehr vermittelt) auf Marx.

V. Fazit: under construction!

Die feministische Debatte wird sich auch in Zukunft mit ihrem schwierigen Bezug auf die Kategorie Geschlecht auseinandersetzen müssen. Einerseits braucht sie diese Kategorie als analytischen Bezugspunkt, um die historische Wirklichkeit der naturalisierten und hierarchisierten Zweigeschlechtlichkeit zu erfassen. Andererseits muss sie in der Reflexion einen Bruch mit dieser Realität vollziehen, um Reifizierungen und Ausschlüsse zu vermeiden. Auch in gesellschaftspolitischer Hinsicht ist sie aufgefordert den Einsatz von Kategorien beständig kritisch zu reflektieren und diesen zu begründen (anstatt ihn vorauszusetzen).³⁷

Vorschläge, wie ein analytischer Zirkel der Reproduktion alltäglicher Kategorien vermieden werden kann, bieten die Konzeptionen von *doing gender* und *Performativität*. Sie eröffnen aus ihrer jeweils eigenen theoretischen Perspektive den Blick auf Prozesse, durch die bestimmte Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität sozial wirksam werden und damit die Geschlechterdifferenz immer wieder hergestellt wird. Zugleich zeigen sie, wie Konstruktionsprozesse der Geschlechterdifferenz fokussiert werden können, ohne dass die Realitätsmächtigkeit dieser Konstruktion bezweifelt werden muss. Die Annahme, dass es ‚hinter‘ der Konstruktion von Geschlecht keine natürliche Vorgabe gibt, bedeutet nicht, dass diese Kategorie beliebig ist und als bloße Täuschung aufgedeckt werden kann oder als freiwillige Darstellungsleistung dem subjektiven Belieben unterliegt.

Diese Konzeptionen eröffnen wichtige Erkenntnisperspektiven – endgültige Lösungen sind damit aber nicht verbunden. Die Diskussionen um die soziale Konstruktion von Geschlecht können vielmehr als eine Baustelle bezeichnet werden: *Under construction?* – so fragen Heldhuser u.a. (2004) unter Hinweis auf die ungelösten Fragen – aber auch ungehobenen (Erkenntnis)Schätze. Eine Begehung bringt verschiedene Aspekte hervor, die zukünftig zu bearbeiten sein werden. Um nicht bei einem bloßen Nebeneinander zu verbleiben, müssen unterschiedle theoretische Ansätze zur sozialen Konstruktion von Geschlecht systematisch in ihrem Gegenstandsbezug sowie ihren Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Eine weitere wichtige Aufgabe bestünde darin, das Erkenntnispotenzial dieser Ansätze im Hinblick auf die gesellschaftstheoretische Problematik übergreifender Strukturzusammenhänge auszuloten, um zu klären, inwiefern



diese zu theoretischen Perspektiven ins Verhältnis gesetzt werden können, die sich mit den strukturellen Zusammenhängen spezifischer historischer Machtverhältnisse und/oder spezifischer historischer Produktionsweisen auseinandersetzen.

Zwar kann bei dieser Baustelle, angesichts ihres sich immer in Bewegung befindenden Gegenstands, kein Abschluss im Sinne eines endgültig fertigen Theoriebauwerks angestrebt werden. Zu erwarten sind keine abschließenden, allgemeingültigen Lehrsätze – sehr wohl jedoch genauere Erkenntnismöglichkeiten über die spezifischen gesellschaftlichen Existenzbedingungen und Funktionalitäten der Kategorie Geschlecht in ihrer Verknüpfung mit Sexualität und Generativität sowie in ihrem Verhältnis zu anderen Identitätskategorien.

Fragen zum Text

1. Welche unterschiedlichen Reichweiten kann die Annahme der Konstruktion von Geschlecht haben?
2. In welchen Hinsichten ist die Kategorie Geschlecht in der feministischen Debatte problematisiert worden und inwiefern können diese kritischen Auseinandersetzungen zur Zuspitzung der Konstruktionshypothese beitragen?
3. Inwiefern ist Geschlecht eine paradoxe Kategorie?
4. Was ist der reflexive Zirkel? Überlegen Sie, in welchen Alltagssituationen dieser wirksam wird.
5. Inwiefern kann dieser alltägliche reflexive Zirkel zu einem analytischen Zirkelschluss im wissenschaftlichen Wissen führen?
6. Arbeite Sie den Gegenstandsbereich und die spezifische Perspektive von doing gender und Performativität heraus.
7. Inwiefern wird Geschlecht jeweils als soziale Konstruktion betrachtet?
8. Welche Bedeutung haben Sprache und symbolische Ordnung in diesen Ansätzen?
9. Welche Praxen werden jeweils betrachten, in denen die Akteure die Geschlechterdifferenz herstellen?

10. Welche Erkenntnismöglichkeiten bieten diese beiden theoretischen Perspektiven jeweils? Können sie den analytischen Zirkelschluss vermeiden?

11. Wie beziehen sich diese Ansätze auf gesellschaftliche Strukturen?

12. Inwiefern sind ihre jeweilige Konzeption von Subjekt/Person und Handlungsfähigkeit zu allgemein oder ahistorisch?

13. Teilen Sie die Annahme, das Geschlecht – auch in seinen vermeintlich natürlichen Grundlagen – eine soziale Konstruktion ist?

14. Welche Konsequenzen könnte diese Annahme für feministische Politik haben?

Links

<http://www.querelles-net.de/> (Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung)

<http://sun3.lib.uci.edu/~scctr/Wellek/butler/> (Biobiographie zu Judith Butler)

<http://differenzen.univie.ac.at/> (Website des Forschungsprojekts „Produktive Differenzen. Geschlechterforschung als transdisziplinäre Beobachtung und Performanz von Differenz“)

<http://plato.stanford.edu/entries/feminism-self/> (Handbuchartikel zu feministischen Debatten um die Komplexe Personenstatus, Identität, Körper und Handlungsfähigkeit)

Literatur

Abels, Heinz (2001): Interaktion, Identität, Präsentation: kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie - Opladen [u.a.]

Annuß, Evelyn (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: Das Argument 216/1996 (505-524)

Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp (Hg. 1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der



Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York

Bublitz, Hannelore (2002): Judith Butler zur Einführung. Hamburg

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Seyla Benhabib u.a.: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Fischer (31-58)

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Frankfurt a.M.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.

Collins, Patricia Hill (1991) Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. London/New York, Routledge

Collins, Patricia Hill (1993): Die gesellschaftliche Konstruktion Schwarzen feministischen Denkens, in: Joseph, Gloria I. (Hrsg.), Schwarzer Feminismus, Berlin (17-52)

Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt a.M./New York: Campus

Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books

Fenstermaker, Sarah, Candance West: Doing Difference Revisited. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. In: Bettina Heintz (Hg.): Geschlechtersoziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41/2001 (236-249)

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge

Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Claudia Rademacher, Peter Wiechens (Hg.): Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen (65-87)

Gildemeister (2004): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden

Gildemeister, Regine / Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. Br.: Kore (201-250)

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht, Hrsg. und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch - Frankfurt/Main [u.a.]

Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen

Grosz, Elizabeth (1993): Bodies and Knowledges: Feminism and the Crisis of Reason. In: Linda Alcoff, Elizabeth Potter (Hg.): Feminist Epistemologies. New York/London: Routledge (187-215)

Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie „Ethnizität“ In: Das Argument 224/1998 (187-202)

Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen

Hagemann-White, Carol (2001): Was bedeutet „Geschlecht“ in der Frauenforschung? Ein Blick zurück und ein Entwurf für heute. In: Ursula Hornung u.a. (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster. (63-73)

Hark, Sabine (1999): deviante subjekte. Die Paradoxe Politik der Identität. Opladen

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett (363-393)

Hauskeller, Christine (2000): Das paradoxe Subjekt. Unterwerfung und Widerstand bei Judith Butler und Michel Foucault. Tübingen



Heldhuser, Urte, Daniela Marx, Tanja Paulitz, Katharina Pühl (2004 Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt a.M./New York

Hirschauer, Stefan (1994): *Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 4/1994 (668-692)

Hirschauer, Stefan (1999): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität: über die Medizin und den Geschlechtswechsel* - Frankfurt am Main: Suhrkamp

Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter: Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib*. Frankfurt a.M. / New York

Honegger, Claudia (1998 Hg.): *Frauen in der Soziologie: neun Portraits*. München

Jagose, Annamarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin

Kerner, Ina (2004): *Geschlecht*. In: Gerhard Göhler, Matthias Iser, Ina Kerner (Hg.): *Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung*. Wiesbaden (137-154)

Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (2001 Hg.): *Soziale Verortung der Geschlechter*. Münster

Knapp, Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer (2003 Hg.): *Achsen der Differenz*. Münster

Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M. / New York

Lenz, Ilse (1995): *Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit*. In: Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M./New York (S. 19-46)

Lorber, Judith (1999): *Gender-Paradoxien*. Opladen

Lorey, Isabell (1996): *Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juristischen Machtmodells: Judith Butler*. Tübingen

Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt a.M.

McNay, Lois (1999): *Subject, Psyche and Agency. The Work of Judith Butler*. In: *Theory, Culture & Society*, Vol. 16(2) (175-193)

Mohanty, Chandra Talpade (1991): *Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. In: Chandra Talpade Mohanty, Ann Russo, Lourdes Torres (Hg.): *Third World Women and the Politics of Feminism*. Indiana University Press (S. 51-80)

Nickel, Hildegard Maria (2001): *Vom Umgang mit Differenzen*. In: Ursula Hornung u.a. (Hg.): *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik*. Münster. (87-96)

Oakley, Anne (1972): *Sex, Gender and Society (Towards a New Society)*. London

Oguntoye, Katharina / Opitz, May / Schulz Dagmar (1991, Hg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin

Oyewumi, Oyeronke (1997): *The Invention of Women. Making an African Sense of Western Gender Discourses*. Minneapolis / London: University of Minnesota Press

Oyewumi, Oyeronke (1998): *De-confounding Gender: Feminist Theorizing and Western Culture, a Comment on Hawkesworth's "Confounding Gender"*. In: *Signs* 1998, vol. 23, no. 4 (1049-1062)

Pagel, Gerda (2002): *Jacques Lacan zur Einführung*. Hamburg

Peyre, Evelyne/Joëlle Wiels (1997): *Le sexe biologique et sa relation au sexe social*. In: *Les Temps Modernes* 593/1997 (14-48)

Rebentisch, Juliane (1998): *Zur sprachpragmatischen Kritik der (post-)strukturalistischen Subjektkritik: Judith Butler revisited*. In: *Die Philosophin* 18/1998 (42-64)

Rich, Adrienne: *Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz*, in: List/Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt 1989, S. 244-278.

Schiebinger, Londa (1993): *Schöne Geister : Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft*. Stuttgart

Schröter, Susanne (2002): *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt a.M.



Schulz, Dagmar (1990): Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit ‚den Anderen‘ in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, H. 27 (S. 45-57)

Scott, Joan (2001): Die Zukunft von Gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Claudia Honegger, Caroline Arni (Hg.): Gender - die Tücken einer Kategorie. Zürich

Villa, Paula-Irene (2000): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen

Wachter, Nicole (2001): Interferenzen: zur Relevanz dekonstruktiver Reflexionsansätze für die Gender-Forschung. Wien: Passagen-Verlag

Wartenpfehl, Birgit (2000): Dekonstruktion von Geschlechtsidentität – Transversale Differenzen. Eine theoretisch-systematische Grundlegung. Opladen

West, Candace, Don Zimmerman (1991): Doing Gender. In: Judith Lorber, Susan A. Farrell (Hg.): Social Construction of Gender - Newbury Park u.a. (13-37)

Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion: „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz

Wittig, Monique (1992): The Straight Mind and Other Essays. Boston: Beacon

Endnoten

1 John Grays Ratgeber: *Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus. Jeden Tag mehr Liebe. 365 Anregungen für Paare* ist ein Beispiel für eine Vielzahl populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen, die über grundsätzliche Differenzen zwischen Männern und Frauen und deren gesellschaftliche Konsequenzen spekulieren.

2 *Das andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir (frz. 1949, dt. 1968) kann als entscheidender Durchbruch der Konstruktionsidee im Sinne der sozialen Gemachtheit der Geschlechterdifferenz und –ungleichheit gelten. Einwände gegen die vermeintliche Naturgegebenheit der Geschlechterdifferenz hat es historisch aber immer wieder gegeben. Sie waren ein integraler – wenn auch teilweise bis zur Bedeutungslosigkeit marginalisierter – Bestandteil des Streits um die moderne Geschlechterordnung (vgl. Schiebinger 1993; Honegger 1998). So war beispielsweise der Prozess, in dem sich die Annahme

einer anatomisch eindeutigen Differenz zwischen den Geschlechtern durchsetzte, keinesfalls unumstritten. Eine dieser kritischen Stimmen vertrat der Anatom Bertin, der die Aussagekraft der gefundenen Unterschiede für eine eindeutige Differenzierung von Männern und Frauen bezweifelte (Schiebinger 1994: 318f). Einwände dieser Art konnten sich jedoch nicht durchsetzen: „Getrieben von dem Wunsch, die zwei Geschlechter als anatomisch - und folglich sozial - verschieden betrachten zu können, waren die Anatomen bereit, mehrdeutige Befunde hinsichtlich der Formen des Brustbeins, des Beckens und sogar der Sexualorgane unberücksichtigt zu lassen“ (Schiebinger 1994: 32).

3 In der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung haben Kategorien wie Ethnizität, Nationalität und Hautfarbe erst vergleichsweise spät Eingang in die Debatten gefunden (vgl. z.B. Lenz 1995, Oguntoye u.a. 1991, Schulz 1990).

4 Dies ist in der feministischen Debatte nach wie vor umstritten. Sedef Gümen macht darauf aufmerksam, dass trotz der Beachtung, die unterschiedliche Differenzen mittlerweile in der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung finden, der analytische Stellenwert dieser Kategorien und damit das erkenntnis- und gesellschaftskritische Potenzial weiterhin genauer geklärt werden müssen. So stellen die Kategorie ‚Frau‘ sowie die binäre Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit oftmals weiterhin die Schlüsselkategorien dar und das hierarchische Geschlechterverhältnis bildet den ausschließlichen analytischen Rahmen, während andere Dimensionen (z.B. ‚Ethnizität‘) als bloße Erweiterung im Sinne einer ‚und-so-weiter-Strategie‘ auf der empirischen Ebene hinzugezogen werden. Dies ist jedoch problematisch, denn die „Einbeziehung auf der Ebene der *Benennung* („es gibt ethnische Differenzen zwischen Frauen“) bei gleichzeitiger Ausschließung auf der Ebene der Analyse sozialer Ungleichheit erzeugt einen Nichtigkeitseffekt.“ (Gümen 1998: 192).

5 Die Frage der Heteronormativität bildet eine Schnittstelle von Feminismus und Queer Theory. Antke Engle bezeichnet die Prämisse, „dass zwischen hierarchischer Geschlechterdifferenz und normativer Heterosexualität ein gegenseitiges Konstituierungsverhältnis besteht“ (Engel 2002:10) als queer/feministisches Projekt gesellschaftspolitischer Transformation.

6 Für eine zusammenfassende Darstellung verschiedener Beispiele vgl. Lorber 1994, Schröter 2002.

7 Meist wird diese Institution im Hinblick auf Männer dargestellt, in manchen Gesellschaften gab es offenbar auch für Frauen solche Alternativrollen (vgl. Schröter 2002).

8 Susanne Schröter führt als weiteres Beispiel u.a. Albanien an. Dort herrscht eine starre, komplementäre



Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern; das Erbrecht ist ausschließlich auf Männer beschränkt. Da jede Familie auf einen männlichen Haushaltsvorstand angewiesen ist, um die Vertretung nach außen zu gewährleisten und es zugleich unvorstellbar erscheint, dass eine Frau diese Aufgaben übernehmen könnte, kommt es vor, dass Familien, ohne männlichen Nachwuchs eine Tochter als Jungen sozialisieren, die/der als ‚geschworene Jungfrau‘ einen männlichen Habitus und männliche Aufgaben übernimmt (Schröter 2002: 128ff).

9 Eine weitere Dimension der historischen Infragestellung universeller Geschlechterunterschiede vertreten Evelyne Peyre und Joëlle Wiels: So weisen archäologische Befunde aus Grabstätten des Neolithikum darauf hin, dass es menschliche Gesellschaften gegeben hat, bei denen die Arbeitsteilung in Abhängigkeit von körperlichen Merkmalen (Armlänge) erfolgte und offenbar gänzlich unabhängig von Merkmalen war, die heute als Indikatoren des Körpergeschlechts gelten (Peyre/Wiels 1997).

10 In der Kultur der Yoruba sieht Oyewumi (1997) ein Beispiel für eine andere Logik soziale Distinktion und Hierarchisierung. Hier ist das Lebensalter ein entscheidendes Kriterium für die soziale Positionierung. Im Gegensatz zu ‚bio-logischen‘ Kategorien, die in und durch den Körper festgeschrieben sind, handelt es sich dabei um eine relationale Kategorisierung, die nur in der jeweiligen Interaktion Gültigkeit hat - und die unter Umständen, wenn sich die Interaktionspartner nicht kennen, erst etabliert werden muss.

11 Dies stellt sich nicht nur als Problem der Sozialwissenschaften dar – wie der analytische Zirkel in den Naturwissenschaften funktioniert, diskutiert beispielsweise Anne Fausto-Sterling (2000).

12 Gildemeister und Wetterer beziehen sich hier vor allem auf das Theorem des weiblichen Arbeitsvermögens von Elisabeth Beck-Gernsheim.

13 Siehe z.B. die Diskussionen in Knapp/Wetterer (2001; 2003).

14 Einen ebenso umfassenden wie gut verständlichen Überblick über unterschiedliche theoretische Perspektiven auf die Konstruktion von Geschlecht bietet Paula-Irene Villa (2000); siehe hierzu auch Birgit Wartenpfehl (2000), die ausführlich auf das Verhältnis von Konstruktivismen und Dekonstruktion eingeht. Nach wie vor sehr aufschlussreich und lesenswert ist auch der mittlerweile fast als ‚klassisch‘ zu bezeichnende Aufsatz von Gildemeister/Wetterer (1992).

15 Dazu zählen Phänomenologie, Ethnomethodologie und Poststrukturalismus sowie seit einigen Jahren auch zunehmend die Systemtheorie.

16 Als aktuellen Überblicksartikel hierzu siehe Gildemeister (2004).

17 Hier zitiert nach der Zweitaufgabe von 1991.

18 West/Zimmerman gehen von der Omnirelevanz von Geschlecht aus, d.h. dass diese Kategorie in allen Interaktionen potenziell Bedeutung erlangen kann. Sie muss zwar nicht thematisiert werden, aber grundsätzlich besteht die Möglichkeit, dass jedes Handeln unter dem Gesichtspunkt des Geschlechts wahrgenommen und beurteilt werden kann (kritisch dazu: Hirschauer 1994).

19 Als Einführung in Grundzüge dieser Perspektive siehe Abels (2001).

20 So untersuchte Harold Garfinkel in seiner 1967 erschienenen Studie anhand der Transsexuellen Agnes, wie die Geschlechtszugehörigkeit in alltäglichen Interaktionsprozessen hergestellt wird (zur forschungstrategischen Bedeutung der Transsexualität – als krisenhafte Abweichung von der Norm – für die Entschlüsselung der sozialen Konstruktion von Geschlecht, siehe Hirschauer 1999). Erving Goffman (1977, dt. 1994) verband den Blick auf die interaktive Herstellung von Geschlecht mit der Frage nach deren institutionellen Rahmenbedingungen. Er prägte unter anderem den Begriff der ‚institutionellen Reflexivität‘, der erfasst, dass Institutionen (z.B. die Trennung von Männer- und Frauentoiletten) als Folge des Geschlechtsunterschieds erscheinen, obgleich sie eigentlich diesen Unterschied hervorbringen (trotz der Unterschiede in den Ausscheidungsorganen gibt es keine biologische Notwendigkeit getrennter Toiletten).

21 Zu diesen Grundgewissheiten gehört für Kessler/McKenna auch, dass körperliche Merkmalen im abendländischen Kulturraum eine besondere Beweiskraft für die Kategorisierung haben – sie thematisieren damit das, was Oyewumi als spezifische ‚Bio-Logik‘ der abendländischen Geschlechterkonstruktion bezeichnet.

22 Das Konzept des doing difference wurde im Rahmen eines Symposiums einer kritischen Diskussion unterzogen, die in Gender&Society 9/1995 dokumentiert ist.

23 Dieser Begriff lässt sich in all seinen Konnotationen (darstellen, erklären aber auch: Rechenschaft ablegen, verantwortlich sein) nicht einfach ins Deutsche übersetzen.

24 Als Beispiele siehe die Debatte in Gender&Society 9/1995, Eickelpasch 2001, Gottschall 2000.

25 Diese These ist in der Frauen- und Geschlechterforschung sehr umstritten. Es wird kritisch angemerkt, dass Unterschiede nicht notwendiger Weise mit einer Hierarchisierung verbunden sind, sondern eine bloße Vielfalt darstellen können. Zudem wird die Tendenz zu einer Vereinfachung und Verfestigung moniert, bei dem nur noch eindimensional (hierarchische) Unterschiede zwischen Männern und Frauen gesehen werden können (Nickel 2001: 87). Auf den ersten Einwand entgegnet Carol Hagemann-White, dass diese These sich nicht auf Unterschiede generell bezieht, sondern nur auf polarisierende Differenzen. Diese „halten eine binäre Gegen-



überstellung aufrecht, indem sie die im Dreieck beginnende Vielfalt unterdrücken“ (Hagemann-White 2001: 79).

26 Eickelpasch/Lehmann gehen von der Prämisse aus, „dass auch die Ethnomethodologie nur eine bestimmte Form des ‚praktischen Denkens‘ darstellt, ... welches einer bestimmten historischen Lebensform angemessen ist“ (1983: 103).

27 So beziehen sich Gildemeister/Wetterer auf Simmels Hinweis auf die Unvermeidbarkeit von Klassifikationen in Interaktionen (1991: 230). Diese Feststellung ist abstrakt so richtig wie aussagelos, die eigentliche Frage ist ja, *wie* jeweils die Klassifikationen aussehen und was das wiederum mit historisch-spezifischen Gesellschaftsstrukturen zu tun hat. Simmel war diesbezüglich einen Schritt weiter; er verweist explizit auf die sich verändernde Bedeutung von Klassifikationen in modernen Gesellschaften.

28 Für eine differenzierte und gut verständliche Einführung in Butlers Arbeiten siehe Bublitz 2002.

29 Butler bezieht sich dabei auf den Foucaultschen Begriff von Macht als Grundlage und Voraussetzung des Sozialen, als das strukturelle Gefüge, dem die Individuen ihr Dasein als Subjekte verdanken. Macht steht in dem Sinne der individuellen Handlungsfähigkeit nicht einschränkend gegenüber, sondern ist vielmehr eine produktive Instanz, die den Subjekten ihre soziale Existenz und damit ihre spezifische Handlungsfähigkeit überhaupt erst ermöglicht. Zur kritischen Auseinandersetzung mit Butlers Bezug auf Foucault siehe Lorey 1996 sowie Hauskeller 2000.

30 Zentrales Strukturmoment dieser Ordnung ist für Lacan das Gesetz des Vaters, welches die entscheidende Rolle des Phallus erfasst, der als der erste Signifikant des Symbolischen „das abgrenzende und ordnende Prinzip für das Bezeichnbare“ (1997: 118). Im ‚Namen des Gesetzes‘ (nom-du-père) bringt der Vater (hier nicht als empirische Person, sondern als Repräsentant des Symbolischen verstanden) der Symbiose von Mutter und Kind ein ‚Nein‘ (non-du-père) entgegen und befreit damit „das Subjekt aus den imaginären Umgarnungen, in denen es sich im Liebesanspruch mit der Mutter verfangen hat“ (Pagel 2002: 101). Der Ödipuskomplex spielt damit eine regulierende Rolle, indem er dem Begehren sozial lebbare Formen vorgibt. In dieser strukturellen Konzeption bezieht sich Lacan auf die Untersuchungen von Claude Lévi-Strauss, der die Existenz des Inzesttabus als grundlegende (kulturelle) Struktur menschlicher Gesellschaften konstatierte.

31 So wendet sie beispielsweise kritisch ein, dass die konkrete Bestimmung des Gesetzes – als das durch den Ödipuskomplex formierte Inzesttabu – kein Universalismus ist, sondern vielmehr als eine *historische* Machtformation begriffen werden kann, die nicht ein (ursprüngliches) Begehren verdrängt, sondern vielmehr dieses produziert (Butler 1991: 118).

32 Butler bezieht sich dabei auf die Annahme Foucaults, dass die Diskurse, die ein spezifisches Wissen über die Wirklichkeit hervorbringen, den gesellschaftlichen Machtverhältnissen nicht äußerlich gegenüberstehen sondern vielmehr deren Effekt und Voraussetzung sind.

33 Der Begriff *Logos* bezeichnet einen Ursprung, eine Wahrheit, das fleischgewordene Wort Gottes und bezieht sich damit auf ein kosmisches Prinzip, das der Welt und dem Menschsein zu Grunde liegt; auf diesem Vernunftprinzip beruht die abendländische Metaphysik, deren Denkmodelle nach dem Ursprung sowie der (einen) zentralen Struktur von Phänomenen fragen.

34 Diese spezifische Perspektive, die von der Materialisierung in und durch den Prozess diskursiver Benennung ausgeht, ist in der Rezeption Gegenstand heftiger Debatten geworden, wobei Butler vorgeworfen wurde, sie löse den Körper in Sprache auf. Dies lässt sich allerdings nicht halten, da es Butler darum geht, dass der Körper erst durch Bedeutungszuschreibungen *intelligibel* wird; sie will darauf hinaus, dass es jenseits der Sprache *keinen Zugang* zu unseren Körpern gibt (vgl. auch Maihofer 1995; Rebentisch 1998; Hauskeller 2000).

35 „Der als dem Zeichen vorgängig gesetzte Körper ist stets als *vorgängig gesetzt* oder *bezeichnet*. Diese Bezeichnung vollzieht sich dadurch, dass sie einen Effekt ihres eigenen Verfahrens hervorbringt, nämlich den Körper, und dennoch zugleich behauptet, diesen Körper als das zu entdecken, was jeder Bezeichnung *vorhergeht*“ (Butler 1993: 52).

36 Butler macht zwar immer wieder durch Hinweise deutlich, dass sie die Existenz von Geschlecht als *kulturspezifische* Erscheinung auffasst. Da sie dies jedoch nicht ausführt und die Einschränkung des Geltungsbereichs ihrer Thesen nicht systematisch expliziert, kann der Eindruck entstehen, sie vertrete letztlich doch ein universalisierendes Konzept von ‚Kultur‘ (vgl. Oyewumi 1997; 1998).

37 Für eine ausführliche Untersuchung der Paradoxie von Identitätspolitik siehe Hark 1999.

Über die Autorin

Hanna Meißner ist Diplomsoziologin. Sie hat Soziologie, Politikwissenschaft, Psychologie und Niederlandistik an der Freien Universität Berlin und der Université de Toulouse-Le Mirail studiert. Von 1999-2006 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am soziologischen Institut der Freien Universität Berlin im der Abteilung



Sozialstruktur und theoretische Grundlagen. Derzeit ist sie als freiberufliche Wissenschaftlerin tätig und promoviert sie zu analytischen Konzeptionen von Subjektivität, Handlungsfähigkeit und Kritik bei Judith Butler, Michel Foucault und Karl Marx. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gesellschaftstheorie, feministische Theorie, Arbeits- und Industriosozologie, Fragen zu Diversität und Intersektionalität.

Andere Veröffentlichungen

Rezension zu Urte Helduser u.a. (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*; In: *Femina Politica* 2/2005

Zu den gesellschaftlich-historischen Bedingungen der sozialen Konstruktion von Geschlecht. In: Olaf Gerlach u.a. (Hg.): *Mit Marx ins 21. Jahrhundert? Zur Aktualität der Kritik der Politischen Ökonomie*. Hamburg 2003: VSA-Verlag

(mit Anja Fahrenholz) *Welche Macht wollen Frauen? Reflexive Karriereorientierungen von weiblichen Führungskräften in der Landesbank Berlin*. In Regina Maria Dackweiler, Ursula Hornung (Hg.): *Frauen-Macht-Geld*. Münster 2003: Westfälisches Dampfboot

(mit Anja Fahrenholz) *Betriebliche Gleichstellungspolitik. Wie männliche Strukturen als Karrierebremse wirken*. In: *Mitbestimmung* 01+02/2003

(mit Claudia Gather) *„Rente krieg´ ich eigentlich keine.“ Frau Meyer und Frau Fischer, zwei Putzfrauen in der Schattenwirtschaft*. In: Günter Burkart, Jürgen Wolf (Hg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Opladen 2002: Leske und Budrich

(mit Claudia Gather) *Informelle Arbeitsverhältnisse in privaten Haushalten – Eine Lücke in der Arbeitssoziologie*. In: Claudia Gather, Birgit Geissler, Maria S. Rerrich (Hg.): *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel*. Münster 2002: Westfälisches Dampfboot

(mit Christoph Kimmerle) *„Doing Sex - Doing Society“ – zum Geschlechtskörper als sinnlichem Scharnier zwischen Gesellschaft und Subjekt*, Rezension zu Villa (2000): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. In: *Querelles-Net* 1/2000, <http://www.querelles-net.de/2000-1/kimm.html>

(mit Alexandra Manske) *„Und wer wollte, wer möchte, wer will, hat seine Chance auch gehabt.“ Ehemalige Ostberliner Zweigstellenleiterinnen im betrieblichen Umstrukturierungsprozeß der Landesbank Berlin*. In: Hüning/Nickel/Völker (Hg.): *Transformation - Unternehmensreorganisation - Geschlechterforschung*, Opladen 1999: Leske und Budrich.

„Beruf habe ich geschafft, Kind habe ich geschafft, Ehe habe ich nicht geschafft.“ Berufliche und familiäre Orientierungen in Lebensentwürfen ehemaliger Zweigstellenleiterinnen. In: *ZiF Bulletin* Nr. 16, 1998 (124 - 140)